

George Steiner
Nach Babel

Aspekte der Sprache und des Übersetzens

Erweiterte Neuauflage

Deutsch von Monika Plessner
unter Mitwirkung von Henriette Beese

Suhrkamp Verlag

Titel der Originalausgabe:
After Babel. Aspects of Language and Translation
(*Second Edition*)

© George Steiner 1975, 1992

Die vorliegende Ausgabe
wurde im Einvernehmen mit dem Autor
an einigen Stellen, die durch eckige Klammern
gekennzeichnet sind, gekürzt.

Übersetzung des Vorworts sowie der
überarbeiteten und neuen Textpassagen
durch Peter Sillem

Erste Auflage dieser Ausgabe 1994
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1981, 1994
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Schauenburg GmbH, Schwanau
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort zur Neuauflage	I
1. Verstehen als Übersetzen	7
2. Sprache und Gnosis	50
3. Wort wider Gegenstand	129
4. Der Anspruch der Theorie	247
5. Der hermeneutische Prozeß	311
6. Topologische Aspekte der Kultur	390
Nachwort	431
Anmerkungen	437
Ausgewählte Literatur	453
Register	471

Für Zara
'ein 'acheret

Vorwort zur Neuausgabe

Dieses Buch wurde unter etwas erschwerten Bedingungen geschrieben. Ich war zu jener Zeit in der akademischen Gemeinschaft zunehmend an den Rand gedrängt und isoliert. Das muß nicht unbedingt ein Nachteil sein. Eine dauerhafte Anstellung an der Universität, die Zustimmung der Kollegen, Beifall und Lorbeeren sind nicht selten Zeichen von Opportunismus, Mittelmaß und Beliebigkeit. Bis zu einem gewissen Grade ausgeschlossen zu sein und sich gezwungenermaßen abgrenzen zu müssen, kann sich als hilfreich für die Entstehung eines Werkes von Bedeutung erweisen. Wissenschaftliche Arbeit und Fortschritt in der Forschung beruhen zu einem beträchtlichen Maß auf Zusammenarbeit. Für die Geisteswissenschaften jedoch, die Disziplinen des intuitiven Diskurses, sind Komitees, Kolloquien und der gesamte Kongreßzirkus verheerend. Nichts ist lächerlicher als die dankbaren, Belanglosigkeiten ergänzenden Fußnoten mit den Namenslisten von Akademikerkollegen und Förderern. Produktive Arbeiten in der Poetik, der Philosophie, der Hermeneutik entstehen meist aus Randpositionen heraus und gegen den Strom.

Aber es gibt auch Gefahren. »Nach Babel« unternimmt den Versuch, ein neues Feld zu erschließen, einen Raum für neue Überlegungen zu öffnen. Von Seneca bis Walter Benjamin und W. v. O. Quine hat es – wenn auch selten – scharfsichtige Einblicke in den Prozeß des Übersetzens und seine phänomenologischen wie philosophischen Aspekte gegeben. Einige Übersetzer – auch sie sind selten – haben Beschreibungen und Zeugnisse ihres Handwerks hinterlassen. Allein die Menge an literarischen, historischen und philosophischen Übersetzungen, denen die westliche Zivilisation ihre Entstehung und Verbreitung verdankt, bildet ausreichend Material für systematische Analyse und Reflexion. Doch vor »Nach Babel« gab es kein wirkliches Bemühen darum, die verschiedenen Ge-

biere der Rhetorik, der Literaturgeschichte und -wissenschaft, der Linguistik und der Sprachphilosophie miteinander zu verknüpfen und in ihrer wechselseitigen Beeinflussung zu beleuchten. Niemand hatte bislang den systematischen oder detaillierten Versuch unternommen, das Übersetzen im Kern jeglicher menschlicher Kommunikation anzusiedeln und zu erkunden, wie Einschränkungen der Übersetzbarkeit und die Möglichkeiten des Austauschs zwischen verschiedenen Sprachen die philosophische Untersuchung des Bewußtseins und der Bedeutung von Bedeutung ganz unmittelbar und folgenreich beeinflussen.

Ein solcher Versuch der innovativen Synthese wird naturgemäß immer angreifbar sein. In einem kaum faßbaren Ausmaß haben sich die anerkannten akademischen Fächer aufgesplittet in hochspezialisierte Einzelbereiche. Mit jedem neuen Lehrstuhl und jeder neuen Bewilligung von Forschungsgeldern wird das Feld kleiner. Die mikroskopische Sichtweise ist allseits verbreitet und gebilligt. Über immer weniger wird in Zeitschriften und Wissenschaftsverlagen immer mehr publiziert. Es entsteht der Eindruck von byzantinisch detaillierten Kommentaren zu Kommentaren von Kommentaren, die sich wie umgekehrte Pyramiden über einzelnen, oftmals wenig haltbaren Punkten auftürmen. Der Spezialist begegnet dem »Generalisten« oder »Universalgelehrten« mit verächtlicher Geringschätzung. Und tatsächlich kommt es vor, daß der technischen Beherrschung, der Meisterung eines Forschungsgebietes von der Größe einer einzelnen Parzelle ein Zutrauen und eine Ehrfurcht entgegengebracht werden, wie sie dem Komparatisten, der (ungelenk oder mit sicherem Sprung) die Abgrenzungen zwischen den Feldern überwindet, meist verwehrt bleiben.

Den Versuch einer umfassenden Poetik der Übersetzung zu unternehmen, war schon gewagt genug. Dies aber isoliert und ohne die Unterstützung von wohlmeinenden Lesern aus anderen Fachbereichen tun zu wollen, mit der man unter anderen Umständen vielleicht hätte rechnen können, bedeutete,

handfeste Risiken einzugehen. Die erste Ausgabe von »Nach Babel« enthielt Irrtümer und Ungenauigkeiten. Vor allem im Hinblick auf das, was man damals generative Transformationsgrammatik nannte, waren die Formulierungen zuweilen inpräzise. Es mangelte der Erstausgabe auch an Klarheit auf dem zentralen Gebiet der Temporalität in der semitischen und indoeuropäischen Syntax. Für diese Unzulänglichkeiten gibt es keine Entschuldigung; Dank gebührt jenen, die auf sie hingewiesen haben (besonders Edward Ullendorff in seinem unnachlässig strengen Besprechungsaufsatz). Doch die Heftigkeit der Reaktionen auf »Nach Babel« in der akademischen Welt beruhte nicht auf der Kritik von Einzelheiten. Sie offenbarte vielmehr eine tiefgreifende, sorgenvolle Bestürzung angesichts der Konzeption einer umfassenderen Perspektive, einer Verknüpfung von philosophischen Fragestellungen mit poetischem Empfindungsvermögen und der Linguistik in einem eher formalen und technischen Sinne. Für Roman Jakobson, für William Empson in »Structure of Complex Words«, für Kenneth Burke, einen unbeachtet gebliebenen Meister der Sprachwissenschaft, war eine solche Verknüpfung die selbstverständliche Voraussetzung der Hermeneutik. Mitte der siebziger Jahre jedoch trennten tiefe Gräben die einzelnen Spezialgebiete voneinander, und man berauschte sich an dem weitgehend falschen Anspruch von »Wissenschaftlichkeit«. Unter Briefmarkensammlern sind Briefeschreiber nicht immer willkommen.

Typischer für die Zunft als ein direkter Angriff auf das Buch war das stillschweigende Darüberhinweggehen, »passer sous silence«, wie es im Französischen heißt. Bezeichnend für diese Strategie ist eine Fußnote in einer neueren (sehr intelligenten) Monographie zum Thema Philosophie und Übersetzung. »Nach Babel« wird dort bezeichnet als der offenkundig wichtigste Text auf dem Gebiet der Übersetzungsforschung und der philosophischen Aspekte, die mit ihr zusammenhängen. Im folgenden wird das Buch dann weder erwähnt noch zitiert. Seit dem ersten Erscheinen von »Nach Babel« hat man

– oftmals ohne es kenntlich zu machen – Material daraus entliehen und benutzt. Zu vielen Themen, die in diesem Buch erstmals behandelt wurden, existiert inzwischen eine umfangreiche Sekundärliteratur. Faszinierender- und beinahe unwahrscheinlicher Weise ist diese Übersetzungsstudie, die die Schwierigkeit, die Einzigartigkeit der verschiedenen Sprachwelten nachdrücklich betont und die zudem voll ist von Beispielen aus der Dichtung, ihrerseits in eine Vielzahl von Sprachen, die vom Rumänischen bis zum Chinesischen reichen, übersetzt worden. Mein respektvoller Dank gilt jenen, die sich dieser beschwerlichen Aufgabe angenommen haben. Jede Übersetzung hat gewissermaßen Suchscheinwerfer auf die grundlegenden Behauptungen des Originals gerichtet. Dessen ungeachtet und obwohl »Nach Babel« immer lieferbar war, bleibt das Buch in den Augen der akademischen Linguisten sowie jener, die das Übersetzen theoretisieren und den Anspruch haben, es zu lehren, das aufreizende und anarchische Unternehmen eines Außenseiters.

Ich weiß deshalb das Angebot von Oxford University Press zu schätzen, das Buch in einer Neuausgabe zugänglich zu machen. Errata sind, soweit dies möglich war, berichtigt worden. Unzusammenhängende oder konfuse Momente im Gang der Argumentation wurden ergänzt und Material, das nach 1974/75 erschienen ist, in neue oder erweiterte Anmerkungen aufgenommen. Die Auswahlbibliographie, selbst von denjenigen geschätzt und genutzt, die dem ganzen Unternehmen eher feindlich gesonnen sind, wurde aktualisiert. Vieles davon war möglich durch die Privilegien, die ein Lehrstuhl an einer europäischen Universität (dem ältesten auf dem Gebiet der vergleichenden Literaturwissenschaft) mit sich bringt. Heute kann ich auf die Hilfsmittel, den kritischen Austausch mit Kollegen und die Forschungsunterstützung zurückgreifen, auf die ich verzichten mußte, als ich dieses Buch schrieb. Mein besonderer Dank gebührt meinem Kollegen und Assistenten Aminadav Dyckmann, einem leidenschaftlich genauen Philologen, Linguisten und Erforscher der slawischen Poetik.

Doch auch in dieser korrigierten Fassung wird »Nach Babel«, wie ich vermute, ein Skandalon, ein Ungetüm bleiben, das in der Zunft der etablierten Linguistik ebenso wie in der linguistischen und analytischen Philosophie auch zukünftig nicht weiter beachtet werden wird. Einige zentrale Aussagen dieses Werkes werden fast vorsätzlich mißverstanden und wirken nach wie vor bedrohlich. Ich will sie kurz – und ganz ohne Reue – zusammenfassen.

»Nach Babel« postuliert die These, daß das Übersetzen formal ebenso wie praktisch Teil eines jeglichen Kommunikationsaktes ist, beim Senden wie beim Empfangen jedweder Form von »Bedeutung«, sei es im umfassenderen semiotischen Sinne oder im engeren des sprachlichen Austauschs. Verstehen bedeutet dechiffrieren. Bedeutungen zu hören, heißt übersetzen. Folglich sind die wesentlichen strukturellen wie praktischen Mittel und Probleme des Übersetzens Teil eines jeden Sprech- und Schreibaktes und einer jeden bildlichen Codierung, in welcher Sprache auch immer. Das Übersetzen von einer Sprache in die andere ist nur die bestimmte Form der Anwendung einer Konfiguration, eines Modells, das selbst das menschliche Sprechen in nur einer Sprache bestimmt. Dieses allgemeine Postulat wird inzwischen weitgehend akzeptiert. Ich versuche es durch die vielfältigen Schwierigkeiten zu veranschaulichen, die entstehen, wenn man versucht, sich in einer Sprache über historische Epochen, soziale Klassen und verschiedene kulturelle und fachliche Wahrnehmungen hinweg zu verständigen. Ganz besonders ist mir daran gelegen, über die Dilemmata unzureichender Übersetzung nachzudenken, die durch die grundlegenden, artikulierten wie unartikulierten, Unterschiede im Sprachverhalten von Männern und Frauen entstehen. Zu diesem Thema stammen die erhellendsten Beiträge weder von den Sozio- und Psycholinguisten noch von den Anthropologen, sondern von den Dichtern, Dramatikern und Romanciers; durch intuitives Sondieren bringen sie die Konventionen der verhüllten oder fehlgeschlagenen Verständigung zum Ausdruck,

welche die Grundzüge jener Zwiegespräche zwischen Männern und Frauen, Frauen und Männern bestimmt haben, die wir Liebe und Haß nennen. Dieser Gegenstand ist ein Dreh- und Angelpunkt in unserer Wahrnehmung des Selbst und der Gesellschaft. Bestimmte Strömungen innerhalb des jüngeren Feminismus und der Frauenforschung haben die filigrane Komplexität der Beweisführung auf unzulässige Weise vergrößert oder trivialisiert. Soweit ich es beurteilen kann, hat kaum jemand die Anregungen dieses Buches zu weiteren Untersuchungen aufgenommen.

Doch obwohl wir permanent »übersetzen«, wenn wir in unserer eigenen Sprache sprechen oder Signale empfangen, ist offenkundig, daß die Übersetzung im umfassenderen und vertrauten Sinne erst dann ins Spiel kommt, wenn zwei verschiedene Sprachen aufeinander treffen. Daß es überhaupt zwei verschiedene Sprachen gibt, ja daß es – grob geschätzt – mehr als zwanzigtausend gesprochene Sprachen auf diesem kleinen Planeten gegeben haben soll, das ist die Frage nach Babel. Aus welchem Grunde sollte der Homo sapiens sapiens Tausende von einander unverständlichen Sprachen sprechen, manche davon in einer Entfernung von nur wenigen Kilometern, wenn er doch genetisch wie physiologisch in beinahe jeder Hinsicht identisch ist, denselben biologischen Zwängen unterworfen ist und die gleichen evolutionären Möglichkeiten hat? Die materiellen, ökonomischen und sozialen Vorteile, die eine einzige Sprache mit sich brächte, sind allzu offensichtlich. Die dornigen Hindernisse, die aus dem gegenseitigen Nichtverstehen und aus der Notwendigkeit erwachsen, eine in phonetischer oder grammatikalischer Hinsicht oftmals schwierige und »fremdartige« Zweit- oder Drittsprache zu erlernen, sind ebenfalls nicht zu übersehen. All dies verlangt nach eingehender Reflexion und stellt eine grundlegende, gewaltige Herausforderung dar, der sich die akademischen Linguisten bislang weitgehend verweigert haben, weil sie sie für monströs und nicht zu meistern hielten (ganz wie die berühmte Frage nach den Ursprüngen der menschlichen

Sprache bis vor kurzem auf dem Hoheitsgebiet der »Wissenschaft« keine Rolle spielte).

»Nach Babel« bedient sich der Darwinschen Analogie von der Überfülle der Arten. Gibt es strukturelle Parallelen zwischen, sagen wir, den zehntausend Insektenarten in einem Zipfel Amazoniens und der verblüffenden Vielfalt von Sprachen auf dem indischen Subkontinent oder in eben jenen Regenwaldgebieten des Amazonas-Tieflandes? Auf der ersten Stufe greift diese Analogie nicht. Das Darwinsche Paradigma beruht auf dem evolutionären Nutzen. Dadurch, daß die verschiedenen Lebensformen, so hochspezialisiert und schwer unterscheidbar sie auch sein mögen, im Wettbewerb miteinander entstehen, besetzen sie unterschiedliche Nischen in der Umwelt. Ihre Vielfältigkeit erhöht die Chancen einer präzisen Anpassung und des biologischen Fortschritts. Keinen vergleichbaren Nutzen bringt dagegen die scheinbar anarchische Vielzahl einander unverständlicher Sprachen mit sich. Im Gegenteil: Wir kennen keine Mythologie, in der nicht die Aufsplitterung einer ursprünglichen einzigen Sprache (das Adamsmotiv) in lauter Einzelteile, in Kakophonie und Isolierung als Katastrophe empfunden worden wäre, als göttliche Strafe für Rebellion oder Hochmut der gefallen Menschen. Schon auf den ersten Blick sticht das ökonomische, politische und soziale Unheil, welches das tausendfache Tönen nach Babel mit sich gebracht hat, ins Auge.

Auf einer zweiten Ebene jedoch findet sich im Darwinschen Denken ein fruchtbarer Keim. »Nach Babel« zufolge waren es die konstruktiven Kräfte der Sprache, sich eine Vorstellung von der Welt zu machen, die das Überleben der Menschen – den unentrinnbaren biologischen Zwängen, und das heißt: dem Tode zum Trotz – gewährleisteten. Durch das wunderbare – ich ziehe diesen Begriff nicht zurück – Vermögen der Grammatiken ist es möglich, den Tatsachen zu widersprechen und »Wenn«-Sätze sowie vor allem Formen des Futurums zu bilden, die die menschliche Spezies dazu befähigen, zu hoffen und weit über das Ende des Individuums hinauszugehen.

reichen. Wir dauern fort, wir dauern schöpferisch fort dank unserer gebieterischen Fähigkeit, »nein« zur Wirklichkeit zu sagen, Fiktionen des anderen, des Erträumten, des Erwünschten und des Erwarteten zu konstruieren, um unser Bewußtsein darin heimisch zu machen. In genau diesem Sinne sind das Utopische und das Messianische syntaktische Figuren.

Jede menschliche Sprache erschließt sich die Welt auf eine andere Weise. Der lebenspendenden Kompensation dient die extreme grammatikalische Kompliziertheit von Sprachen, deren Sprecher in einem entbehnungsreichen und unfruchtbaren Umfeld leben (zum Beispiel die australischen Aborigines oder die Bewohner der Kalahari). Jede Sprache – und es gibt keine »kleinen« oder geringeren Sprachen – bildet sich einen Satz möglicher Welten und Geographien des Gedächtnisses. Es sind die Vergangenheitsformen in ihrer verwirrenden Vielfalt, die Geschichte konstituieren. Also gibt es auf der Ebene der psychischen Ressourcen und des Überlebens eine ungewein positive »Darwinsche« Logik, die dem ansonsten verblüffenden und negativen Überfluß der Sprachen gegenübersteht. Wenn eine Sprache ausstirbt, stirbt mit ihr eine mögliche Welt. Es gibt kein Überleben von Arten, die anderen überlegen sind. Selbst dort, wo eine Sprache nur noch von einer Handvoll Menschen gesprochen wird, von den gepeinigten Übriggebliebenen zerstörter Gesellschaften, enthält sie das grenzenlose entdeckende Potential einer neuen Erschaffung der Wirklichkeit und artikulierter Träume, die uns als Mythen, als Poesie, als metaphysische Mutmaßungen und als Gesetzesdiskurse vertraut sind. »Nach Babel« inhärent ist das immer schnellere Verschwinden von Sprachen auf der Erde, die alles vertilgende Vorherrschaft der sogenannten größeren Sprachen, deren dynamische Effizienz sich der Massenvermarktung, der Technokratie und den Medien verdankt.

Paradoxerweise prägt ein vergleichbarer Hang zur Uniformität den Anspruch der generativen Transformationsgram-

matik. Paradoxerweise, weil Noam Chomskys politische Einstellung bis ins Extreme antiimperialistisch gewesen ist. Das Axiom der universalen Tiefenstrukturen, die dem Gehirn angeboren seien (wenn auch auf eine Weise, die nie definiert und für rational nicht erfaßbar erklärt wurde), beruht notwendigerweise auf der Annahme von Zufälligkeit, von Oberflächlichkeit der faktischen linguistischen Vielfalt und Differenz. Der Dissens zwischen »Nach Babel« und dem Anspruch der generativen Transformationsgrammatiken resultiert aus dem Unvermögen solcher Grammatiken, stichhaltige Beispiele von »Universalien« in natürlichen Sprachen zu nennen, und aus der grundsätzlichen Irrelevanz von Chomskys Unternehmen für die Poetik und Hermeneutik. Inzwischen haben sich die generativen Grammatiken fast vollständig in den Formalismus zurückgezogen und sind in einem solchen Ausmaß analytisch und meta-mathematisch algorithmisch abstrakt geworden, daß sie kaum noch etwas mit tatsächlichen »Sprachwelten« und ihren schöpferischen Differenzen zu tun haben. Interessanterweise ist an die Stelle des generativen »Unitarismus« die nostratische Theorie und ihre Suche nach einer einzigen Ursprache getreten, von der alle anderen Sprachen abstammen sollen. Ob es nun für eine solche gemeinsame Quelle Anhaltspunkte gibt oder nicht: was den Dichter fesselt und was denjenigen, der sich mit dem Verstehen beschäftigt, fasziniert und verblüfft, ist das, was William Blake die »Heiligkeit der kleinsten Einzelheit« genannt hat. Tatsächlich mag der Fehler bei mir liegen. Soweit ich es beurteilen kann, ist die »Darwinsche« Sichtweise, daß die verschwenderische Vielfalt der Sprachen für die Menschen psychisch unentbehrlich sei, bisher nicht begriffen oder diskutiert worden. Für »Nach Babel« ist sie von zentraler Bedeutung. Zwischen diesem Buch und seiner Aufnahme in den gegenwärtigen akademischen und gehobenen journalistischen Kanon (wobei beide oftmals auf unheilvolle Weise identisch sind) liegt die Materie der »Theorie«. Es gibt Theorien in den exakten und in den angewandten Wissenschaften. Sie sind

von prädiktiver Verbindlichkeit und können auf ihre Stichhaltigkeit überprüft sowie falsifiziert werden. Eine Theorie, die mit nachweislich größerem Erfolg Einsichten vermittelt und anwendbar ist, ersetzt ihre Vorgängerin. Nicht ein einziges dieser Kriterien gilt für die Geisteswissenschaften. Keine Konfiguration und Klassifikation von philosophischem oder ästhetischem Material hat eine prädiktive Wirkung. Es gibt keine erdenkliche experimentelle Erhärtung oder Widerlegung eines ästhetischen oder philosophischen Urteils. In den Disziplinen der Intuition, der Reaktionen des Empfindungsvermögens, in der Fertigkeit des Erfassens und der eigenen Verantwortlichkeit, die die Geisteswissenschaften ausmachen, hebt kein Paradigma ein anderes, keine Schule eine andere auf. Winckelmann macht Aristoteles nicht hinfällig und ersetzt ihn nicht; durch Coleridge ist Dr. Johnson nicht überholt; und was T. S. Eliot über Shelley sagt, entkräftet nicht Matthew Arnold.

Die Folge ist, ich beziehe mich auf die Gegenwart, der allgegenwärtige falsche Gebrauch des Begriffs »Theorie« in der Poetik, der Hermeneutik, der Ästhetik (und ebenso, wie ich vermute, in den Gesellschaftswissenschaften). Er hat keine wirkliche Berechtigung und verschleiert drastisch das subjektive, imaginative und (im Kantschen Sinne) transzendente Moment eines jeden Arguments, einer jeden These und Entdeckung in der Literatur und den Künsten. (Zweifelloso gibt es in der Musikanalyse authentisch theoretische, also »formalisierbare« Elemente.) Eine »Theorie« der Literatur, eine »Theorie« ihrer Wissenschaft gibt es nicht. Derartige Etikettierungen sind anmaßender Bluff oder aber in ihrem Pathos durchsichtige Anleihen bei den beneidenswerten Schätzen und dem Fortschreiten von Wissenschaft und Technik. Mit Sicherheit jedenfalls gibt es, bei aller gebotenen Achtung vor unseren zeitgenössischen byzantinischen Meistern, keine »Übersetzungstheorien«. Was wir in den Händen halten (oder was wir, umgekehrt, versuchen zu artikulieren), sind reflektierte Beschreibungen von Verfahrensweisen, besten-

falls Erfahrungsberichte, heuristische oder exemplarische Aufzeichnungen über »work in progress«. Diese Zeugnisse haben keinen »wissenschaftlichen« Status. Unsere Wahrnehmungsinstrumente sind nicht Theorien und Arbeitshypothesen in irgendeinem wissenschaftlichen – und das heißt falsifizierbaren – Sinne, sondern das, was ich »Arbeitsmetaphern« nenne. In seiner Vollendung kann das Übersetzen in keiner Weise von den (in mathematischer Hinsicht) kindischen Diagrammen und Schaubildern der Mächtgern-Theoretiker profitieren. Es ist und bleibt, was Wittgenstein »eine exakte Kunst« genannt hat.

Das Vierphasenmodell des hermeneutischen Übersetzungsprozesses, wie »Nach Babel« es vorstellt – anfängliches Vertrauen, Aggression, Einverleibung, Reziprozität oder Wiederherstellung –, hat keinen »theoretischen« Anspruch. Es ist die Beschreibung eines Verfahrens. Seine Stärke rührt aus der tatsächlichen Praxis der Übersetzer, aus ihren Werkstatt-Berichten, die immer noch zu selten oder zu wenig verbreitet sind. Das Konzept der Restitution, der Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen dem Original und der Übersetzung, eines Gleichgewichts, das durch die Übersetzung selbst angreifbar ist, wirft ethische Fragen von höchster Komplexität auf. Seit dem ersten Erscheinen von »Nach Babel« hat es Versuche gegeben, diesen Komplex zu erhellen, doch sind sie, wie auch mein eigener Vorstoß, unzureichend geblieben. Hätte ich das Buch heute noch einmal zu schreiben, wäre es diese Frage nach der moralischen Berechtigung des Besitzergreifens durch das Übersetzen und nach der Moralität dessen, was ich als »Transfiguration« bezeichne (womit gemeint ist, daß das Eigengewicht und der Glanz der Übersetzung das Original unterdrücken und überstrahlen), die ich in größerer Ausführlichkeit bearbeiten würde. Dieses Dilemma scheint für mich um so mehr von Bedeutung zu sein in einer Zeit, da eine dekonstruktivistische Literaturwissenschaft und eine selbstverliebte Gelehrtenzunft Texte als auszuschlachtende »Prä-Texte« für den eigenen Trödeladen mißbrauchen.

Zu der Zeit, als »Nach Babel« entstand, war die zunehmende Ausbreitung des anglo-amerikanischen Esperantos auf unserem Planeten nicht zu übersehen; sie schien unumkehrbar zu sein. In einem gewissen Maße ist dies auch heute noch so. Wissenschaft, Technologie, Handel und der internationale Geldmarkt verständigen sich in einem mehr oder weniger amerikanisch geprägten Englisch. Der Zusammenbruch der Zentren des Marxismus angesichts des spätkapitalistischen Triumphzuges und des Massenwaren-Ideals hat wie nichts anderes die linguistische Hegemonie der »amerikanischen« Sprache unterstrichen. In den meisten Teilen der unterentwickelten Welt ist diese Sprache das einzige absehbare Mittel zur Beförderung der ökonomisch-sozialen Emanzipation. Von größerer Bedeutung ist, daß die Computer-»Sprachen«, die meta-linguistischen Codes und die Algorithmen der elektronischen Kommunikation, welche fast sämtliche Facetten des Wissens und der Produktion revolutionieren, auf einer linguistischen »Vorgeschichte« beruhen, die grundlegend anglo-amerikanisch geprägt ist (in demselben Sinne, wie wir sagen können, daß der Katholizismus und seine Geschichte auf der Latinität basieren). Computer und Datenbanken plaudern in den »Dialekten« einer anglo-amerikanischen Muttersprache miteinander.

Und trotzdem scheint mir der Befund heute nicht mehr ganz so klar zu sein wie früher. Starke ethnische und regionale Atavismen sind dabei, wieder aufzuleben. Durch das leidenschaftliche Streben einzelner Stämme, Regionen und Nationen nach Identität erweisen sich die Sprachen als resistenter gegenüber der Rationalisierung und den Vorteilen von Homogenität und technischer Formalisierung, als dies zu erwarten war. Energische Vereinheitlichungsbemühungen wie in Indien oder Südafrika sind bislang gescheitert. Allen voran hat der Zerfall der sowjetischen und osteuropäischen Machtblöcke das fast fanatische Verlangen nach »Apartheid«, nach der selbsterklärten »Ureinwohnerschaft« benachbarter Sprachen geweckt (so in der Ukraine, im Kaukasus und auf dem

Balkan). Hinzu kommt, daß sowohl das Spanische als auch das Chinesische, die sich beide mit großer Energie in territorialer wie demographischer Hinsicht verbreiten, für die anglo-amerikanische Vorherrschaft eine Herausforderung darstellen könnten. Die Frage bleibt offen – und mit ihr die zukünftige Bedeutung des zwischensprachlichen Übersetzens.

Ebenso wie die erste Ausgabe will auch diese überarbeitete Fassung von »Nach Babel« Sprachphilosophen, Ideengeschichtler, Gelehrte auf dem Gebiet der Poetik, der Künste und der Musik sowie Linguisten und natürlich Übersetzer ansprechen. Aber sie bemüht sich auch um die Aufmerksamkeit und das Vergnügen allgemein interessierter Leser, vor allem jener, die die Sprache lieben und sie als maßgeblich für ihr Menschsein empfinden. Ganz besonders aber richtet sie sich, in der Hoffnung auf Antwort, an die Dichter. Das soll heißen, dieses Buch wendet sich an jeden, der weiß, daß Babel zugleich ein Desaster und – dies ist die Herkunft des Wortes Desaster – ein Sternenregen für die Menschheit war.

Genf/Cambridge, im Juli 1991

1. Verstehen als Übersetzen

I

[...] Wenn man einen Text aus der Vergangenheit der eigenen Muttersprache und ihrer Literatur gründlich liest, läßt man sich auf einen Akt mannigfaltiger Interpretation ein. Dieser Akt wird in weitaus den meisten Fällen gar nicht als solcher wahrgenommen, geschweige denn bewußt vollzogen. Der normale Leser greift bestenfalls zu Krücken wie Anmerkungen oder Glossen. Bei einem beliebigen Stück englischer Prosa vor oder um 1800 – und dasselbe gilt für die meisten Gedichte – nimmt er an, daß die Wörter auf der Seite mit ein paar »schwierigen« oder absonderlichen Ausnahmen das besagen, was sie in seinem eigenen Sprachgebrauch bedeuten. Diese Annahme kann bei Klassikern wie Defoe oder Swift bis ins frühe 18. Jahrhundert ausgeweitet werden, ja fast bis zu Dryden. Aber natürlich handelt es sich dabei um eine Fiktion.

Sprache ist unaufhörlich im Wandel begriffen. Henry Sidgwick schrieb 1869 über Clough: »Seine Anschauungen und sein Seelenzustand sind 1869 nicht mehr ganz so ungewöhnlich wie 1859 und längst nicht so außergewöhnlich wie 1849. Wir wenden uns von Jahr zu Jahr tiefer nach innen und werden unserer selbst bewußter: Die heutige Philosophie verweist uns auf eine gründliche, geduldige und unparteiische Betrachtung und Untersuchung unserer seelischen Prozesse: Wir sagen und schreiben mehr und mehr, was wir tatsächlich denken und fühlen, statt was wir denken oder fühlen sollen.« Verallgemeinert gilt Sidgwicks Bemerkung für jedes Jahrzehnt der Geschichte englischer Sprache und englischen Bewußtseins, für das wir genug Belege haben. Eine graphische Darstellung des Sprachwandels müßte sich an Punkte halten, deren Abstände weit unter einer Dekade liegen. Sprache – und das ist eine der entscheidenden Thesen der modernen Se-

mantik – ist das eindrucksvollste Beispiel für das heraklitesche »Fließen«. Sie verändert sich in jedem Augenblick erlebter Zeit. Die Gesamtheit sprachlicher Ereignisse wird durch jedes neue Sprachereignis nicht nur vergrößert, sondern auch differenziert. Zwei Aussagen, die zeitlich aufeinander folgen, sind niemals vollkommen identisch. Obwohl sie homolog sind, beeinflussen sie einander. Während wir über Sprache nachdenken, verändert sich uns der Gegenstand unseres Nachdenkens (weshalb Fachsprachen oder Meta-Sprachen die Umgangssprache ganz erheblich beeinflussen können). Kurzum: Zeit und Sprache sind, sofern wir sie in linearem Verlauf erleben und wahrnehmen, innigst miteinander verknüpft. Sie sind in Bewegung, und der Richtungspfeil weist niemals auf dieselbe Stelle.

Wir werden sehen, daß es so etwas wie aufgehaltene oder stark verringerte Bewegung gibt: Sakrale und magische »Sprachen« können künstlich statisch erhalten werden. Die Umgangssprache aber wandelt sich buchstäblich jeden Augenblick. Das geschieht auf vielerlei Weise. Neue Wörter tauchen auf, alte Wörter vergehen. Grammatische Konventionen werden unter dem Druck idiomatischer Wendungen oder durch kulturellen Brauch abgeändert. Das Spektrum der erlaubten Ausdrücke im Verhältnis zu den tabuierten ist ständig in Bewegung. In einer tieferen Schicht wandeln sich Dichte und Reichweite des Ausgesprochenen im Verhältnis zum Unausgesprochenen. Das ist ein ganz entscheidender, aber höchst ungenügend beachteter Umstand. Verschiedene Zivilisationen, verschiedene Epochen produzieren nicht notwendig dieselbe »Redemasse«. Manche Kulturen sprechen weniger als andere. Der Zeitgeschmack schätzt heute Knappheit und Wortkargheit, morgen Weitschweifigkeit und semantische Schnörkel. Das Selbstgespräch hat seine komplizierte, kaum rekapitulierbare Geschichte: Der Menge wie dem Bedeutungsinhalt nach waren die Grenzen zwischen dem, was wir uns selbst, und dem, was wir anderen sagen, keineswegs in allen Kulturen oder Stadien sprachlicher Entwicklung

gleichgelagert. Im Laufe der verstärkten Bestimmung des Unbewußten, die seit der Renaissance das abendländische Denken kennzeichnet, hat gewiß eine drastische »Umverteilung« der Sprachmasse stattgefunden, in welcher die öffentliche Rede nur mehr die Spitze des Eisbergs ist. Die sprachliche Geladenheit und Polarität von Träumen ist eine historische Variable. Sofern Sprache Welt-Spiegel oder Gegen-Welt ist oder, um es so genau wie möglich zu formulieren, sofern sich Reflexion und Kreation in ihr durchdringen, an einem wechselseitigen »Widerschein« entlang, wofür wir kein angemessenes formales Modell besitzen, wandelt sie sich so schnell und auf so vielerlei Weise wie die menschliche Erfahrung selbst.

Worin liegt der Maßstab für den statistischen Wandel? Anhand dieser Frage ist ein ganzer Forschungszweig, die »Lexiko-Statistik« oder »Glottochronologie«, entstanden. Aber es gibt keine allgemeingültige Antwort, und wir haben nicht einmal Grund zu der Annahme, daß sich überhaupt allgemeine Regeln auf den sprachlichen Wandel anwenden lassen. In »Language« behauptet Bloomfield, »sprachlicher Wandel (gehe) viel schneller vor sich als biologischer, dagegen wahrscheinlich langsamer als Wandel in anderen menschlichen Institutionen«. Ich bin skeptisch. Ist es denn überhaupt möglich, Sprache von eben den Institutionen abzulösen, die weitgehend von ihr erfüllt sind und deren Wandel sie so oft beschreibend feststellt? Unser Beweismaterial ist örtlich begrenzt und von so unterschiedlicher Art, daß es nur ganz vorläufige Vermutungen zuläßt. Im Lauf der Geschichte jeder Sprache und Sprachgruppe waren völlig verschiedene Transformationsraten am Werk.¹ Um ein Schulbeispiel anzuführen: Das indoeuropäische Singular-Dual-Plural-Schema, das wohl bis in die Anfänge der indoeuropäischen Sprachgeschichte zurückreicht, überlebt bis auf den heutigen Tag in der englischen (und deutschen) Unterscheidung zwischen »besser von zwei« und »dem besten von drei oder mehr« (Dingen, Menschen usw.). Das Englisch der Zeit König Al-

freds jedoch, dessen Eigenarten im wesentlichen viel jüngeren Datums sind, ist heute praktisch unverständlich. Zu gewissen Zeiten wandelt die Sprache sich rapide. Sie ist dann gleichsam gierig nach lexikalischer und grammatischer Erneuerung und entledigt sich bewußt und in schnellem Tempo abgenutzter Elemente. Sofern Literatur ein verläßlicher Zeuge ist, gilt das für das Englisch von 1560 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Eine vergleichbare Veränderungsrate – wenngleich in restriktiver und normativer Richtung – kennzeichnet das gebildete Französisch von den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts bis zu Malherbe und Guez de Balzac. Weniger als eine Generation liegt zwischen Kleist und Herder. Das Deutsch um 1820 ist jedoch in vieler Hinsicht eine andere Sprache, ein anderes Vehikel des Bewußtseins als das der siebziger und achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Wenn man nach Filmen, den Formen des Humors, dem journalistischen Stil und der Belletristik urteilen kann, befindet sich das amerikanische Englisch heute im Zustand eindrucksvoller Anreicherung, aber auch Instabilität, während »englisches Englisch« an Elastizität einzubüßen scheint. Worte und Werte ändern sich in verwirrendem Tempo.

Unter anderen Umständen können Sprachen äußerst konservativ sein. Ein Beispiel dafür ist die vorschriftmäßige Bürde der postcartesianischen Syntax, derentwegen die französischen Romantiker, obgleich sie als Rebellen und Pioniere auftraten, ihre Stücke in Alexandrinern schrieben und das Rüstzeug der französischen Prosa kaum veränderten. In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts scheint die englische Prosa eine haltbare urbane Plattform erreicht zu haben, so daß sie, allen Neuerungen abhold, ihre Autorität über weite Gebiete der gesamten Dichtung ausüben konnte; so zeigt auch der spät-augusteische Vers eine entsprechende sprachliche Gefälligkeit. Den Konservativismus, ja, das Beharren auf Archaismen, das für manche Epochen des Chinesischen so bezeichnend ist, hat man oft betont. Das Nachkriegs-Italienisch ist, allem »Verismo« und dem ausgesprochenen Mo-

dernismus anderer Medien, beispielsweise des Films, zum Trotz, merkwürdig unbeweglich geblieben. Gaddas barocke Unersättlichkeit nach Archaismen und Vulgarismen fällt als herausfordernde Ausnahme aus dem Rahmen. Auch das oft vermutete Hand-in-Hand von politischem und sprachlichem Wandel ist eine Täuschung. Sowohl die Französische als auch die Russische Revolution waren sprachlich konservativ und fast akademisch in ihrer Rhetorik. Das Zweite Kaiserreich dagegen brachte entscheidende Akzentverschiebungen in der Poetik und den Gefühlskonventionen der französischen Sprache mit sich. Überdies laufen in den meisten Stadien der Geschichte einer Sprache innovative und konservative Tendenzen nebeneinander her. Milton, Andrew Marvell und Dryden waren Zeitgenossen. In seiner »Altmodischkeit« hat Robert Frost umgangssprachliche Wendungen in die Lyrik eingeführt, die an Vitalität vielem gleichkommen, das erst Allen Ginsberg aufgegriffen oder wiederbelebt hat. In der Faktizität der Sprache herrscht ein Getümmel widerstreitender Antriebe wie auf Leonardos Darstellungen der Flechten und Spiralen von fließenden Gewässern.

Noch schwierigere Probleme stellen sich, wenn wir uns fragen, ob der Begriff der Entropie auf die Sprache bezogen werden kann. Schwinden Sprachen dahin, verkümmern ihre Gestaltungskräfte? Gibt es sprachliche Reflexhandlungen, die sich verlangsamt und ihre lebenswichtige Genauigkeit verloren haben? Die Gefahr, die in einer solchen Formulierung der Frage liegt, läßt sich nicht übersehen. Leben und Tod von Sprache im organischen, temporalen Sinne aufzufassen dürfte eine animistische Fiktion sein. Sprachen sind rein arbiträre Systeme aus Signalen und konventionalisierten Schaltungen. Obwohl der Schachgroßmeister Tartakower anderer Meinung war, glauben wir nicht, daß Schachfiguren Gefühle oder irgendein Geheimnis autonomen Wesens besitzen. Und doch fällt es nicht leicht, von der Vorstellung zu lassen, daß schwindende Lebenskraft und Sprachverfall Hand in Hand gehen. Einige Denker, die sich besonders intensiv in das

Wesen der Sprache und die Zusammenhänge von Sprache und Gesellschaft vertieft haben – de Maistre, Karl Kraus, Walter Benjamin, George Orwell –, verwenden bewußt oder unbewußt vitalistische Metaphern. In bestimmten Zivilisationen gibt es Epochen, in denen die Syntax erstarrt und die Quellen lebendigen Wahrnehmungs- und Darstellungsvermögens versiegen. Von der Last geheiligter Verwendung gebeugt, scheinen Wörter abzusterben; die sklerotische Verhärtung und Anhäufung von Klischees, von ungeprüften Vergleichen und Bildern, nimmt dann ständig zu. Statt als lebendige Membran zu wirken, werden Grammatik und Vokabular zu Barrieren für neues Empfinden. Eine Zivilisation ist dann in einem sprachlichen Umriß gefangen, welcher der sich wandelnden Tatsachenlandschaft nicht mehr oder nur noch an ritualisierten, willkürlichen Punkten entspricht. In der griechisch-orthodoxen Liturgie gibt es Anzeichen von Paralyse, von Lähmung durch eine Sprache, welche die menschlichen Reaktionen zu Formeln werden läßt, statt sie zu beleben. Hat bei dem rätselhaften Zerfall der Mayakultur etwa ein sprachlicher Faktor mitgespielt? Hat die Sprache mit ihrem vermutlich hohen Maß an unbeweglicher, hieratischer Phraseologie kein brauchbares und generatives Wirklichkeitsmodell mehr hergegeben? »Wörter, diese Wächter des Sinns, sind nicht unsterblich, nicht unverwundbar«, schrieb Adamov 1938 in sein Notizbuch. Als der Krieg ausbrach, fügte er hinzu: »Verbrauchte, fadenscheinige, abgelegte Wörter wurden zu Kadavern von Wörtern, Phantom-Wörtern. Jedermann kaut und wiederkaut ihren Klang zwischen den Kinnbacken.«

Auch das Gegenteil kann zutreffen. Historischer Relativismus beinhaltet, daß es keine Ursprünge gibt, daß jede menschliche Handlung sich an vorhergegangene Handlungen anschließt. Natürlich könnte das auch ein nachträglicher Trugschluß sein. Die Genialität der griechischen und hebräischen Zeugnisse menschlichen Leistungsvermögens, die Tatsache, daß erfahrenes Leben in der abendländischen Ge-

schichte nie wieder so vollkommen und formschöpferisch artikuliert worden ist, läßt sich nicht bestreiten. Die universale Kraft Homers, mit der er in der »Ilias« und der »Odyssee« fast jeglichen abendländischen Bewußtseinszustand vorwegnimmt – wir sind reizbar wie Achill, alt wie Nestor und kehren immer heim wie Odysseus –, läßt auf einen historischen Augenblick von einzigartiger Sprachgestaltungskraft schließen. (Meiner Ansicht nach fallen die Zusammenstellung der »Ilias« und die Komposition der »Odyssee« mit jener »neuen Unsterblichkeit« durch die Schrift zusammen, mit dem Augenblick des Übergangs von der mündlich zur schriftlich tradierten Literatur.)

Aischylos dürfte nicht nur der größte Tragiker, sondern der eigentliche Schöpfer der Gattung gewesen sein, der erste, der die ganze Gewalt menschlicher Konflikte in den Dialog gebannt hat. Die prophetische Grammatik bei Jesaja bringt ein metaphysisches Skandalon in Gang – die Durchsetzung des Futurums, die Ausweitung der Sprache über die Zeit. Thukydides war von der entgegengesetzten Entdeckung gefesselt. Er war es, der sich zuerst klarmachte, daß die Vergangenheit ein sprachliches Konstrukt ist, daß die Vergangenheitsform des Verbums der einzige Garant der Geschichte ist. Die unbändige Heiterkeit der Platonischen Dialoge, ihr methodischer Umgang mit Dialektik als intellektueller Verfolgungsjagd, beruht auf der Entdeckung, daß Wörter, auf die Zerreißprobe gestellt und aufeinander angesetzt wie beim Zweikampf oder stilvoll manövriert wie beim Tanz, neue Formen des Verstehens wecken können. Wer war der erste Mensch, der einen Witz machte, der Gelächter aus der Rede wie Wasser aus dem Felsen schlug?

In all diesen Beispielen war Sprache »neu«. Oder, genauer gesagt: Der Dichter, der Philosoph, der Chronist haben menschlichem Verhalten und dem Strom der seelischen Erfahrung ein bislang nie dagewesenes »zweites Leben« eingehaucht – ein Leben, das sich bald als dauerhafter und bedeutungsvoller herausstellen sollte als das biologische oder

gesellschaftliche. Diese Einsicht, die Triumph und Tragik in einem ist (der Dichter weiß, daß die Geschöpfe seiner Phantasie ihn überleben werden), findet sich immer wieder bei Homer und Pindar ausgesprochen. Es ist anzunehmen, daß die »Orestie« recht bald, nachdem der Dichter zum ersten Mal die paradoxen Zusammenhänge zwischen der eigenen Person, seinen Figuren und der Unabänderlichkeit des Todes gewahrte, entstand. Der Klassiker ist der einzige totale Revolutionär: Er ist der erste, der aufbricht, nicht etwa in jenen stillen Ozean, in dem Mensch und Sprache eines und alles sind, sondern in die Terra incognita des symbolischen Ausdrucks, der Analogie, der Anspielung, des Gleichnisses und ironischen Kontrapunkts. Wir besitzen eine Historiographie des Blutvergießens und der Täuschungen, aber keine der Metapher. Wir machen uns keine Vorstellung davon, was es bedeutet haben muß, als erster die Farbe des Meeres mit dem Traubendunkel des Weins verglichen oder den Herbst in einem Menschenantlitz erkannt zu haben. Solche Figuren sind neue Landkarten der Welt, sie verändern unser Wohnen in der Wirklichkeit. Wenn ein Schlager beklagt, daß es keine neue Weise gibt, um zu sagen, daß ich verliebt bin und ihre Augen wie Sterne sind, so berührt er einen Lebensnerv der abendländischen Literatur. So umfassend waren die hellenischen und hebräischen Spracheroberungen, daß genuine Neuschöpfungen, neue Funde seither selten vorkommen. Keine Verzweiflung war tiefer als die Hiobs, keine Absage an die Welt endgültiger als die der Antigone. Die Glut des Feuers im heimischen Herd hat Horaz schon gesehen, und Catulls Katalog geschlechtlicher Begierden ist fast lückenlos. Abendländische Kunst, abendländische Literatur sind auf weiten Strecken Variationen über vorgegebene Themen. Daher die anarchische Bitterkeit der Spätgeborenen und die unschlagbare Logik des Dada, der erklärt hat, daß neue Gefühls- und Erkenntnisimpulse nicht aufkommen können, solange nicht die Sprache zertrümmert ist. »Mach alle Dinge neu«, fleht der Revolutionär in Worten, so alt wie das Deboralied oder Heraklits Fragmente.

Warum aber haben ganz bestimmte Sprachen eine bleibende Spur in der Wirklichkeit hinterlassen? Konnten Hebräisch, Aramäisch, Griechisch und Chinesisch auf außergewöhnliche Hilfsquellen zählen (und zwar in einer Weise, die auch für die Geschichte des Schreibens gilt)? Oder fragen wir damit doch wieder nur nach der Geschichte einzelner Zivilisationen, einer Geschichte, durch Sprache so verschieden gespiegelt und befeuert, daß wir keine glaubwürdige Antwort finden können? Ich vermute, daß die Eignung einer Sprache zur Metaphernbildung ein entscheidender Faktor ist. Diese Empfänglichkeit ist höchst unterschiedlich. Aus der Ethnolinguistik wissen wir, daß Tarasco, eine vorkolumbianische Sprache, die noch in Mexiko gesprochen wird, sich gegenüber neuen Metaphern ablehnend verhält, während Cuna, eine Indianersprache in Panama, sie begierig aufnimmt. Im Mittelmeerraum ist eine attische Freude am Wort, am rhetorischen Spiel oft bemerkt und oft bespöttelt worden. Wenn Zefad (Safed) in Galiläa »die Stadt der Buchstaben« und das syrische Biblos »die Stadt des Buches« heißen, so sind das Namen ohne Parallele in der antiken Welt. Andere Zivilisationen scheinen dagegen »sprachlos« zu sein oder haben zumindest, wie das alte Ägypten, kein volles Bewußtsein von der umwälzenden und schöpferischen Kraft der Sprache. In zahlreichen Kulturen gilt Blindheit als das schlimmste Gebrechen und als Absage an die Welt. In der griechischen Mythologie sind Dichter und Seher blind, auf daß sie, dank der Fühler der Rede, ferner und weiter zu sehen vermögen.

Eins steht fest: Jede sprachliche Handlung hat eine temporale Determinante. Keine semantische Form ist zeitlos. Wenn wir ein Wort sagen, bringen wir seine gesamte Geschichte mit zum Erklingen. Ein Text ist in eine spezifische Zeit eingebettet. Er hat das, was die Linguistik als »diachrone Struktur« bezeichnet. Lesen in der ganzen Fülle der Möglichkeiten bedeutet, soweit als möglich, die Unmittelbarkeit von Gehalt und Wert zurückzuholen, darin die Rede ursprünglich stattfindet.

Dafür gibt es Hilfswerkzeuge. Ein echter Leser ist lexikon-süchtig. Er weiß, daß das Englische lexikalisch besonders gut ausgestattet ist: von Bosworths »Anglo-Saxon Dictionary« über Kurath und Kuhns »Middle English Dictionary« bis zum beispiellosen Reichtum des »Oxford English Dictionary«. (Gewiß sind auch Grimm und Littré unschätzbar. Aber Geist und Geschichte der deutschen wie der französischen Sprache erscheinen nicht derart in einem einzigen Lexikon kristallisiert.) Rossettis »Geomaunt« etwa führt zu Shipleys »Dictionary of Early English« und der tröstlichen Feststellung, daß »der Gegenstand mit ›Moromancy‹ – närrische Wahrsagerei, ein Begriff des 17. Jahrhunderts, der sie alle umfaßt – abgehandelt« sei. Skeats »Etymological Dictionary« und »Principles of English Etymology« sind unentbehrlich für die ersten Schritte zum Verständnis des Lebens von Wörtern. Aber jede Periode hat ihre eigene Topographie. Skeats und Mayhews »Glossary of Tudor and Stuart Words« sollte die Lektüre von Skelton bis Marvell begleiten. Ins Innerste von Kiplings Welt gelangt man nicht, und Gilbert und Sullivans Pointen versteht man schwerlich ohne »Hobson-Jobson« und Sir H. Yule und A. C. Burnell. Ortsnamen- und Sprichwörter-Lexika sind wesentliche Hilfsmittel. Hinter der Fassade der offiziellen Sprache liegt unabsehbar und veränderlich das Reich des Slang und der Tabusprachen. Ohne solche Fundgruben wie »L'Argot Ancien« von Champion und »A Dictionary of Slang and Unconventional English« von Partridge bliebe ein großer Teil der europäischen Literatur von Villon über Ronald Firbank bis zu Genet unenträtselt. Darüber hinaus gibt es die zahlreichen Spezial-Lexika. Ein eifriger Leser der Lyrik aus der Mitte des 18. Jahrhunderts greift immer wieder nach dem »Dictionary of Gardening« der »Royal Horticultural Society«. Das altbekannte »Draper's Dictionary« von S. William Beck erhellt so manchen erotischen Gag in den Komödien der Restaurationszeit. »Armorial Families« von Fox-Davies und andere Heraldik-Handbücher erleichtern das Verständnis der ersten Verse der »Lustigen

Weiber von Windsor«, aber auch viele Passagen in der Dichtung von Sir Walter Scott. Eine gediegene Shakespeare-Bibliothek wächst sich ganz von selbst zum Kompendium menschlicher Aktivitäten aus. Sie enthält Handbücher der Falknerei, der Navigation, der Juristerei, der Medizin, der Erotik und des Okkulten. Ein ganz entscheidendes Bild im »Hamlet« stammt aus der Fachsprache der Wollweber: Wolle, eingefettet oder »enseamed« »over the nasty sty«. Von »Der Widerspenstigen Zähmung« bis zum »Sturm« gibt es kaum ein Stück von Shakespeare, in dem er nicht ausgiebig Gebrauch von den Begriffen der elisabethanischen Musik macht, um Wesentliches über menschliche Antriebe und Verhaltensweisen auszusagen. Manche Episoden bei Jane Austen genießt man erst recht, wenn man weiß, wie ein Régence-Schreibtisch aussieht und wie damals Briefe befördert wurden. Auch Dickens, dessen Welt so körperlich in der Wirkung, so szenisch in der Struktur ist, macht reichlich Gebrauch von Fachsprachen. »Bleak House« und »Dombey and Son« enthalten ganze Schätze an Informationen über viktorianisches Rechtswesen und Finanzgebaren. Nur dank des »Dictionary of Naval Equivalents« und eines Handbuchs des Dampfturbinenbaus aus viktorianischer Zeit hat man eines der einprägsamsten und rätselhaftesten Gleichnisse in »The Wreck of the Deutschland« entschlüsseln können.

Das alles aber sind Äußerlichkeiten. Das vollständige Eindringen in einen Text, das vollständige Erkennen und die nachschöpferische Aneignung seiner lebendigen Form (prise de conscience) sind ein Akt, den man zwar präzise empfinden, aber kaum beschreiben oder systematisieren kann. Man braucht dazu das, was Coleridge mit seinem außerordentlichen Einfühlungsvermögen »spekulative Instrumente« genannt hat. Unerlässlich ist, daß man sich die Geschichte der betreffenden Sprache und die verwandelnden Gefühlsenergien vergegenwärtigt, welche den Satzbau zur Chronik eines gesellschaftlichen Zustandes machen. Man muß die örtlichen und zeitlichen Gegebenheiten eines Textes kennen, jene un-

sichtbaren Vertäuerungen, die noch eine höchst idiosynkratische lyrische Ausdrucksweise mit dem Idiom der Umwelt verknüpfen. Die Vertrautheit mit einem Autor, jener nervöse enge Umgang mit ihm, der die Kenntnis seines gesamten Schaffens von der Jugendsünde bis zum Opus postumum erfordert, erleichtern das Verständnis jeder Einzelheit. Shakespeare und Hölderlin lesen heißt buchstäblich, sich auf ihre Lektüre vorzubereiten. Aber weder Gelehrsamkeit noch Fleiß summieren sich zu Einsicht, zum intuitiven Vorstoß in die Mitte. »Aufmerksam lesen, klar denken zu können, nichts Wesentliches zu übersehen und die eigene Phantasie im Zaum halten zu können sind keine gewöhnlichen Gaben«, sagt A. E. Housman in seiner Londoner Inauguralrede. Aber es ist noch mehr vonnöten, nämlich: »literarisches Fingerspitzengefühl, Kongenialität im Umgang mit dem Werk des Autors, Erfahrung, die man durch Textstudium erwirbt, und Mutterwitz, den man mit auf die Welt gebracht haben muß«. Dr. Johnson ging bei seiner Shakespeare-Edition noch weiter: »Kritische Konjekturen« – damit meint er jene vollständige Interaktion mit einem Text, die einen Leser befähigt, seinen Autor zu emendieren – »verlangen mehr, als menschenmöglich ist«.

Die optimale Interpretation, wenn unsere Empfindungsfähigkeit sich ihren Gegenstand aneignet und dabei sein autonomes Leben bewahrt und beschleunigt, ist der Prozeß einer »ursprünglichen Wiederholung«. In unserem gewiß nacherlebenden, aber augenblicklich gesteigerten und gebildeten Bewußtsein reaktualisieren wir den schöpferischen Akt des Autors. Wir folgen der Formwerdung eines Gedichtes, wie der Zeichner Konturen nachzieht oder der Wanderer einem Pfad ins Unbekannte folgt. Wirkliche Kennerschaft ist ein Stück »Mimesis«: Sie erschafft ein Gemälde oder einen Text aufs neue – allerdings nur in jenem Sinne einer abhängigen Spiegelung, den Platon der »Imitation« gab. Der Grad nachschöpferischer Unmittelbarkeit ist durchaus verschieden. Im Falle der musikalischen Aufführung ist sie lebensnotwendig.

Jede Wiedergabe eines musikalischen Werkes ist eine neue Poiesis. Sie unterscheidet sich von jeder anderen Aufführung derselben Komposition. Ihr ontologisches Verhältnis zur Originalpartitur und zu allen vorausgegangenen Aufführungen ist zwiefach: nämlich nachschöpferisch und erfinderisch in einem. Wie existiert Musik denn überhaupt, wenn sie nicht aufgeführt wird? Und wie läßt sich die Intention des Komponisten nach mehreren Aufführungen verifizieren?

Am Gegenpol zum Musiker befindet sich der Restaurator. Bei allem nötigen Feingefühl ist seine Arbeit ihrem Wesen nach konservativ. Sie zielt darauf ab, den natürlichen Wandel im Leben des Kunstwerks in der Fiktion einzigartiger, statischer Authentizität stillzustellen. Doch in beiden Fällen liegt eine Metapher der Liebe nicht fern. Zu jedem großen Interpreten gehört eine Anspannung weiblicher Art: Unterwerfung unter die schöpferische Gegenwart, allerdings nicht im passiven Sinne, sondern als intensive, aktive Antwort. Wie der Dichter kann der Meisterinterpret oder Literaturkritiker von sich sagen: »Je est un autre«. Dabei wirken zwei Grundfähigkeiten der menschlichen Seele zusammen: »Einführung« (inscape) ist sowohl eine sprachliche als auch eine emotionale Leistung.

Hinsichtlich der Verwendung »spekulativer Instrumente« befinden sich Kritiker, Herausgeber, Schauspieler und Leser auf gemeinsamem Boden. Dank ihrer aller Vorhandensein bei sinnverwandter Aufgabenverteilung gewinnt geschriebene Sprache fortgesetzt Leben. Sie sind es, die, um Ezra Pound zu zitieren, dafür sorgen, daß Literatur Neuigkeit (news) ist, die Neuigkeit bleibt. Insbesondere die Funktion des Schauspielers ist auch graphisch. Jedesmal, wenn beispielsweise Shakespeares »Cymbeline« aufgeführt wird, muß der Monolog des Posthumus neu und anders »herausgegeben« werden. Der eine Schauspieler spricht den seit dem Folio von 1623 schriftlich vorliegenden Text so, wie das elisabethanische Englisch nach heutigen Vorstellungen geklungen haben mag. Ein anderer wählt ein zwar neutrales, aber doch feierliches

Vibrato, typisch für das 19. Jahrhundert, das sich anhört, als würde aus einem kostbaren viktorianischen Kalbslederband vorgelesen. Durch scharfe Zäsuren und helle Vokale läßt sich aber auch ein moderner Eindruck erwecken. Die Wahl des Kostüms ist ein praktisch-literaturkritischer Akt. Ein Posthumus im Gewand des Römers wäre eine Korrektur der elisabethanischen Gepflogenheit des Anachronismus oder der symbolischen Zeitgenossenschaft – welche selbst Gefühlskonventionen darstellen, die uns nicht mehr recht zugänglich sind. Ein Kostüm aus der Zeit Jakobs I. würde die spezifische Historizität und Shakespeares Autorschaft als das Wesentliche herausstellen. Ein moderner Anzug dagegen brächte so etwas wie »bleibende Gültigkeit« zum Ausdruck. Posthumus' leidenschaftlicher Ausbruch muß, einerlei wie Englisch zur Zeit Jakobs I. geklungen haben mag, hier und jetzt seinen »Sinn« bewahrheiten. Aber man kann »Cymbeline« – und das ist tatsächlich vorgekommen – auch in Augustäischer, Byronscher, Edwardischer Kostümierung aufführen. Jede dieser Möglichkeiten ist ein spezifischer Kommentar zum Text und belebt ihn auf ihre je eigene Weise. Andererseits läßt sich ein dichterisches Werk auch tatsächlich umgestalten. Man stelle eine Collage her aus Motiven von Hieronymus Bosch, viktorianischen Putten und Dalí-Obszönitäten und plaziere ein Liebessonett von Dante Gabriel Rossetti in die Mitte. Seine Leidenschaftlichkeit wird auf einmal verdächtig, seine Glut künstlich und schal. Nur große Kunst fordert eigenwillige und erschöpfende Interpretation und widersteht ihr zugleich.

»Interpretation«, das, was Sprache jenseits von Zeit und Ort ihrer unmittelbaren Äußerung oder Niederschrift hinaus Leben sichert, ist das, worum es mir hier geht. Das französische Wort »interprète« umfaßt alles, was dazugehört. Ein Schauspieler ist ein »interprète« von Racine. Ein Pianist gibt die »interprétation« einer Beethoven-Sonate. Durch sein persönliches Engagement, durch die Identifikation mit dem Autor, wird ein Kritiker »un interprète«, ein lebendiger Darsteller

von Montaigne oder Mallarmé. Das englische Wort »interpreter« ist nicht ganz so stark, weil es für den Schauspieler gar nicht und den Musiker nur auf dem Umweg über Analogien zutrifft. Aber auf einem anderen, ganz wesentlichen Gebiet deckt es sich mit dem französischen: »interprète« und »interpreter« bedeuten beide »Übersetzer«.

Ich glaube, hier liegt der zentrale Ansatzpunkt.

Wenn wir irgendeine Aussage der Vergangenheit lesen oder hören, sei es den Leviticus oder den Bestseller vom vorigen Jahr, übersetzen wir. Leser, Schauspieler, Literaturkritiker sind Übersetzer von Sprache aus der Zeit. Die gewohnte Definition für die Tätigkeit des Übersetzens ist, daß eine Mitteilung aus einer Sender-Sprache in eine Empfänger-Sprache transformiert wird. Die Schranke zwischen den beiden Sprachen ist ihre unleugbare Verschiedenheit, so daß, damit die Mitteilung »ankommt«, eine interpretierende Umgestaltung vorgenommen werden muß, die irreführend oft als Verschlüsseln und Entschlüsseln bezeichnet wird. Genau dasselbe geschieht, ohne daß das oft in Betracht gezogen würde, im Rahmen ein und derselben Sprache. Nur daß die Schranke oder der Abstand zwischen Sender und Empfänger hier die Zeit ist. Die Werkzeuge, das haben wir gesehen, sind die nämlich: Der »externe« wie der »interne« Übersetzer/Interpret verwenden allgemeine und Slang-Lexika, historische Grammatiken, Handbücher und Glossarien spezieller Berufs-, Milieu- und Zeit-Terminologien. Beide Male erfordert das Eindringen in den Text das komplizierte Zusammenwirken von Kenntnis, Vertrautheit mit Form und Inhalt der Aussage und neuschöpferischer Intuition. Und in beiden Fällen gibt es, wie wir sehen werden, spezielle Bereiche des Halbschattens, Randgebiete des Mißlingens. Manche Elemente widersetzen sich vollkommener Erfassung oder Wiederbelebung. Die Zeitschranke ist oft hinderlicher als die Sprachschranke. Jeder zweisprachige Übersetzer kennt die sogenannten »falschen Freunde« – Homonyme wie das französische und das englische Wort »habit«, die nur in den allerseltensten Fällen das

gleiche besagen, oder stammverwandte Wörter wie das englische »home« und das deutsche »Heim«, die gar nicht so ohne weiteres austauschbar sind. Der »Binnen«-Übersetzer bewegt sich auf noch trügerischerem Gelände. Wörter zeigen nur selten äußere Merkmale ihres Bedeutungswandels; sie verraten ihre Geschichtlichkeit nur im vollständig hergestellten Kontext. Bei einem Text aus ferner Vergangenheit, bei Chaucer etwa, nähert sich das »interne« Übersetzen einem zweisprachigen Vorgang: Auge und Ohr müssen sich auf die Notwendigkeit von Entschlüsselung einstellen. Je »normaler« die Sprache zu sein scheint – nach Dryden hat sich die moderne Gestalt in der äußeren Sprachform rasch durchgesetzt –, desto verdeckter sind die Zeichen semantischer Zeitgebundenheit. Wir lesen, als sei die Zeit stehengeblieben. Viele Schauspiele, die wir aufführen und anhören, ein Großteil der Literatur, die wir lesen, sind mangelhaft »übersetzt«. Die Botschaft, die wir empfangen, ist verzerrt und verwässert. Und ebendies gilt auch, öfter als das Gegenteil, für die Übertragung von Sprache zu Sprache.

Das diachrone Übersetzen innerhalb unserer Muttersprache ist ein so kontinuierlicher Prozeß, wir vollziehen ihn so unbewußt, daß wir nur ganz selten innehalten und die wichtige und heikle Rolle, die es für den Bestand jeder Zivilisation spielt, überhaupt zur Kenntnis nehmen. Vergangenheit, wie wir sie erfahren, ist zum weitaus größten Teil ein Konstrukt aus Worten. Geschichte ist ein Sprech-Akt, ist selektiver Gebrauch der Vergangenheitsform des Verbuns. Selbst sichtbare Überbleibsel wie Bauten und Stadtsilhouetten müssen »gelesen«, das heißt, in einen Kontext sprachlicher Erkenntnis und Situierung gestellt werden, um wirkliche Gegenwart zu gewinnen. Welche materielle Realität hat Geschichte außerhalb der Sprache, außerhalb unseres interpretatorischen Glaubens an letztlich sprachliche Zeugnisse? Schweigen hat keine Geschichte. Wo Würmer, Brände oder totalitäre Regime solche Zeugnisse getilgt haben, kommt unser Bewußtsein von der Vergangenheit an einen toten Punkt. Es gibt

keine totale Geschichte, keine Geschichte, die sich, weil sie die Summe allen vergangenen Lebens enthielte, als objektiv wirklich definieren ließe. Sich an alles zu erinnern wäre Wahnsinn. Wir erinnern uns kulturell wie individuell mittels Konventionen der Betonung, Verkürzung und Weglassung. Verschiedene Kulturen haben die von der Vergangenheitsform des Verbums komponierte, semantisch organisierte Szenerie der Erinnerung auf verschiedene Weise verschlüsselt. Figuren in einem Garten sehen auf einer chinesischen Tuschezeichnung anders aus als in einer Landschaft von Poussin. Die einander ablösenden Konstrukte der Vergangenheit bilden eine vielsträngige Schraubenlinie, wo sich imaginäre Chronologien in Spiralen um den neutralen Stamm der »konkreten« biologischen Zeit winden. Das Mittelalter, so wie Walter Scott es gesehen hat, ist nicht dasselbe, das die Präraffaeliten nachgeahmt haben. Schon das augusteische Rom war, nicht anders als das Ben Jonsons und der elisabethanischen Seneca-Verehrer, eine aktive Fiktion, ein »Hineinlesen ins Leben«, aber die beiden Nachschöpfungen waren sehr verschieden. Von Marsilio Ficino bis zu Freud hat das Bild des antiken Griechenland, dieses Wort-Ikon, entstanden aus einer Folge von Übersetzungen griechischer Literatur, Geschichtsschreibung und Philosophie, richtungweisend auf fundamentale Tendenzen des europäischen Lebensgefühls gewirkt. Aber jede dieser Übersetzungen, jedes Nach- und Neulesen der Antike, war anders, ist unter immer anderen Perspektiven zustande gekommen. Der Platonismus der Renaissance ist nicht der Shelleys. Hölderlins Ödipus ist nicht Freuds Jedermann oder Lévi-Strauss' hinkender Schamane.

Wie jede Generation aus einem vitalen Drang nach Nähe und Echo die Klassiker neu übersetzt, so benutzt sie auch die Sprache, um sich eine eigene, widerhallende Vergangenheit aufzubauen. In Zeiten historischer Anspannung folgt ein Mythos der »wahren« Vergangenheit so schnell auf den anderen, daß ganz verschiedene Perspektiven nebeneinander bestehen und an den Rändern verschmelzen. Heutzutage haben Sieb-

zigjährige noch eine gestaltete Vorstellung vom Krieg 1914-18. Für einen Vierzigjährigen dagegen ist 1914 der dunkle Vorbote von Ereignissen, die erst durch die großen Krisen der späten dreißiger Jahre Bedeutung gewannen. Für die »Bomben-Generation« hat Geschichte erst 1945 angefangen. Was davor liegt, sind Trugbilder, gleichsam allegorische Täuschungen. In den jüngsten Revolten der ganz Jungen ist eine surrealistische Syntax am Werk, die Artaud und Jarry vorweggenommen hatten: Die Vergangenheitsform des Verbums wird aus der Grammatik von Politik und Privatheit verbannt. »Programmiert« und wert-selektiv, wie Geschichte unweigerlich ist, wird sie als Instrument der herrschenden Klasse gemieden. Das Präsens dagegen ist erlaubt, weil es gleichzeitig in die bestärkende Zukunft springt. Sich erinnern heißt, Verzweiflung in Kauf zu nehmen. Das Perfekt des Verbums »Sein« trägt in sich die Wirklichkeit des Todes.

Diese Metaphysik des Augenblicks, dieses Tür-Zuschlagen vor den endlosen Korridoren des historischen Bewußtseins sind begreiflich. In ihrer fanatischen Unschuld verkörpern sie jedoch nur einen neuen Sturmangriff auf das ewige Eden, auf jenes Idyll vor aller Zeitrechnung (kein Herbst, bevor der Apfel vom Zweig gebrochen wurde, kein Fall vor dem Sündenfall), das das 18. Jahrhundert in den vermeintlich statischen Kulturen der Südsee zu finden gehofft hatte. Aber der Fanatismus dieser Unschuld ist für die Zivilisation so zerstörerisch wie für die gebildete Rede, denn das eine ist vom anderen nicht zu trennen. Ohne die wahre Fiktion der Geschichte, ohne unaufhörliche Beseelung einer selbsterwählten Vergangenheit werden wir zu flachen Schatten. Literatur, deren Geist aus der harten Begierde nach Dauer stammt (»le dur désir de durer«, sagt Eluard), hat ohne ständige Übersetzung innerhalb ihrer eigenen Sprache keinerlei Lebenschance. Kunst stirbt, wenn wir die Konventionen verlieren oder mißdeuten, dank deren sie gelesen werden kann, mittels deren ihre inhaltliche Aussage in unser eigenes Idiom übertragen werden kann. So haben etwa diejenigen, die uns lehrten, wie-

der Barockliteratur zu lesen, das Wahrnehmungsvermögen unserer Sinne nach rückwärts erweitert. Wo keine Interpretation – im vielfältigen, aber doch grundsätzlich eines meinenden Sinne des Begriffs – vorhanden ist, kann es Kultur nicht geben, nur das Schweigen des Anbeginns hinter unserem Rücken. Kurzum: Die Existenz von Literatur und Kunst, die Wirklichkeit erlebter Geschichte in einem Gemeinwesen sind auf einen nie endenden, wenngleich sehr häufig ganz unbewußten Akt des Übersetzens angewiesen. Es ist gewiß keine Übertreibung, zu sagen, daß wir eine Zivilisation nur deshalb haben, weil wir gelernt haben, aus der Zeit zu übersetzen.

II

Die Linguistik unterscheidet seit de Saussure zwischen einer diachronen (vertikalen) und einer synchronen (horizontalen) Struktur der Sprache. Diese Unterscheidung gilt auch für das interne Übersetzen. Wenn schon Kultur davon abhängt, daß Bedeutungen über die Zeiten hinaus vermittelt werden – das deutsche Wort »Übertragen« hat genau die Konnotationen von »Übersetzen« und von »Weitergeben durch Erzählung« –, so hängt sie auch davon ab, daß Bedeutungen über Räume hinweg übermittelt werden.

Die Sprache hat eine gewisse Zentrifugalkraft. Sprachen, die sich über große geographische Einheiten erstrecken, entwickeln regionale Spielarten und Dialekte. Bevor noch Radio und Fernsehen durch ihre Standardisierung zerstörerisch in die Vielfalt der Dialekte eingriffen, hatte mancher Phonetiker Spaß daran, in geselliger Runde etwa den Heimatort eines Amerikaners aus einem der Grenzstaaten zum »Wilden Westen« oder eines Engländers aus dem Norden auf ein paar Dutzend Meilen genau bestimmen zu können. Das Französisch der Normandie ist weder das der Touraine noch der Camargue. Hochdeutsch und Plattdeutsch sind grundverschie-

den. In einigen weitverbreiteten Sprachen haben sich die Dialekte so weit auseinanderentwickelt, daß man es nahezu mit verschiedenen Sprachen zu tun hat. Ein bekanntes Beispiel ist die gegenseitige Unverständlichkeit verschiedener Zweige des Chinesischen, etwa zwischen Mandarin und der Sprache von Kanton. Ein Milanese hat Schwierigkeiten, das Italienisch im benachbarten Bergamo zu verstehen. In solchen Fällen ist zur Verständigung ein gewisses Übersetzen unerläßlich. Mehr oder weniger entspricht es dem »externen« Übersetzen von Sprache zu Sprache. Bezeichnenderweise gibt es Wörterbücher des Venezianischen, Neapolitanischen, Bergamaskischen.

Dialekte und Subdialekte sind jedoch noch am ehesten zu erkennen. Eine Sprache, die im gleichen Zeitraum von einer großen und vielgliedrigen Gemeinschaft gesprochen wird, ist jedoch in noch weit diffizilerer Weise aufgespalten. Da gibt es Verschiedenheiten nach gesellschaftlichem Status, Ideologie, Beruf, Alter und Geschlecht.

Verschiedene Kasten, verschiedene Schichten der Gesellschaft sprechen verschiedene Idiome. Aus dem 18. Jahrhundert gibt es ein berühmtes Beispiel. In der Mongolei war die Sakralsprache Tibetisch, die von Regierung und Verwaltung war Mandschu; die Kaufleute sprachen Chinesisch, die Literatursprache war klassisches Mongolisch, und das Volk sprach einen Dialekt: das sogenannte Khalka-Mongolisch. Solche Unterschiede werden häufig – beispielsweise in der Sakralsprache der Zuni-Indianer – rigoros formalisiert. Priester und Eingeweihte gebrauchen einen Wortschatz und ein Repertoire von Formulierungen, die von der Alltagssprache abweichen.² Aber solche Spezialsprachen – Priestersprachen, die Formelsprache der Freimaurer oder Mandarine, Kunstsprachen à la Père Ubu oder die Pseudo-Geheimsprachen der Offizierskasinos und Studentenverbindungen – stellen keine grundsätzlichen Probleme. Daß sie »übersetzt« werden müssen, ist selbstverständlich. Viel wichtiger und undeutlicher sind dagegen Unterschiede in Modulation, Satzbau und

Wortwahl verschiedener Gesellschaftsklassen und ethnischer Gruppen, durch die sie ihre jeweilige Eigenart betonen und gegeneinander absetzen. Es kann vorkommen, daß im Rahmen einer sozial und ökonomisch gespaltenen Gesellschaft die Kommunikationsfunktion der Sprache durch ihre agonale Funktion völlig aufgewogen wird. Wie wir im Lauf dieser Untersuchungen sehen werden, verbergen Sprachen wahrscheinlich viel mehr, wenden es nach innen, als sie nach außen vermitteln. Gesellschaftliche Klassen und Rassenghettos sprechen offenbar mehr für und unter sich als miteinander. Die Diktion der englischen Oberklasse mit ihren verschlissenen oder verschluckten Vokalen und anderen modischen Undeutlichkeiten ist sowohl ein gegenseitiger Erkennungscode – man trägt den Akzent wie ein Wappen – als auch ein Instrument der ironischen Ausschließung. Diese Sprache kommuniziert gleichsam von oben herab und verbirgt die eigentliche Information, oft ein Befehl oder konventionelles Wohlwollen, hinter einem Netz aus überflüssigem sprachlichem Stoff. Diese Redundanz hat jedoch selbst eine ganz bestimmte Funktion: Man spricht mit Untergeordneten besonders nachdrücklich und spielt mit dem ironisch unterkühlten Sprechakt den eigenen Status, die eigene Überlegenheit aus, sobald ein Standesgenosse in Hörweite ist. Ornamentale Belanglosigkeiten und ausgesparte Winke sind nicht so sehr an den Verkäufer oder Bittsteller gerichtet als an den Regimentskameraden oder das Clubmitglied im Hintergrund, die am Signal den Komplizen erkennen sollen. Thackeray und Wodehouse sind wahre Meister in der Wiedergabe der doppelten Bestimmung dieser aristokratischen Semantik. Die Rede von Charlus, wie Proust sie analysiert, gleicht einem stecknadeldünnen Lichtstrahl, der, prismatisch gestreut und in zeremoniösem Gleichmaß, vor dem Gesicht des Gegenübers auf und ab huscht und dabei in immer denselben Abständen von einem japanischen Fächer verdunkelt wird. Für die Unterschichten ist Sprache nicht weniger Waffe und Rache. Wörter werden usurpiert und zur Denunziation verwendet, indem man ihnen

eine geheime Bedeutung unterschiebt oder sie durch einen veränderten Tonfall ins Lächerliche zieht (im Krieg zwischen Stämmen wird ein erobertes Fetisch gegen seine ehemaligen Besitzer gekehrt). Die Pedanterie und Förmlichkeit der Bedientensprache bei Molière oder des »unnachahmlichen« Jeeves von Wodehouse sind ein parodistischer Kunstgriff. Wo keine Interessengemeinschaft besteht, sondern Machtverhältnisse die Bedingungen der Begegnung bestimmen, wird der Wortwechsel zum Duell. Die vermeintliche Unbeholfenheit der Arbeitersprache, das fette Zwielficht des Cockney, der gedehnt-unterwürfige Tonfall amerikanischer Schwarzer im Verkehr mit Weißen sind häufig nichts anderes als wohlgezielte Finten. Die Ungehobeltheit des Landsknechts, des Muschkoten, des Streckenarbeiters waren und sind Stachelpanzer, die einigen Zusammenhang inneren Lebens schützen und nach außen verletzen. Unter Schirmherrschaft und Unterdrückung konnten sie nur hinter ihrem Schweigen, hinter der Zweideutigkeit ihrer Obszönitäten und den großmäuligen Einsilbern überleben.³

Ich vermute, daß wir damit einen grundsätzlichen Unterschied der Sprechgewohnheiten von Ober- und Unterschicht berührt haben. Die Privilegierten reden mit aller Welt wie mit ihresgleichen: mit einem Aufwand an Silben, Nebensätzen und Präpositionen, die Entsprechungen ihres Reichtums und der Geräumigkeit ihrer Wohnquartiere sind. Männer und Frauen der Unterschicht dagegen sprechen mit ihren Arbeitgebern und Feinden nicht so wie untereinander. Sie sparen sich den Reichtum an Ausdrucksmitteln, über die sie verfügen, für den internen Gebrauch auf. Für einen Zuhörer aus der Ober- oder Mittelschicht ist der Plausch der Dienstboten auf der Hintertreppe oder das Familiengespräch in der Proletenwohnung schwerer zugänglich als ein exklusiver Club. Wenn Weiße und Schwarze in Amerika sich überhaupt unterhalten, gehen sie mit der Sprache so behutsam um wie Frontsoldaten mit einem Blindgänger.

Es ist ungemein aufschlußreich, das simulierte Einverneh-

men, unterschwellige Drohen und die wohlberechnete Zügeknöpftheit im Dialog eines Hausbesitzers mit seinem Mieter oder bei den allmorgendlichen Anweisungen eines Lagerverwalters für seine Lastwagenfahrer zu beobachten. Das scheinbar umgängliche, gleichberechtigte Gespräch der Gnädigen mit ihren Jungfern in Genets »Zofen« hat geradezu mörderische Untertöne. So wenig gesagt wird, so viel wird gemeint – was den Übersetzer vor fast unüberwindliche Schwierigkeiten stellt.

Polysemie, die Fähigkeit eines Wortes, Verschiedenes zu bedeuten, wobei die Unterschiede von der Nuance bis zum Gegensatz reichen können, ist charakteristisch für die Sprache der Ideologie. Machiavelli hat schon bemerkt, daß Bedeutungen in der Umgangssprache so verschoben werden können, daß sie politische Wirren stiften. Konkurrierende Ideologien legen sich selten eigene Terminologien zu. Kenneth Burke und Orwell haben nachgewiesen, wie das Vokabular von Nazismus und Stalinismus hingegen die Umgangssprache angefrassen und zersetzt hat. Wörter wie »Friede«, »Freiheit«, »Fortschritt«, »Volkswille« sind gleich beliebt im Idiom des Faschismus wie des Kommunismus. Aber die Bedeutung ist radikal verschieden. Man bemächtigt sich der Wörter der gegnerischen Sprache und schleudert sie dem Feind ins Gesicht. Wenn ein und demselben Wort antithetische Bedeutungen aufgezwungen werden (Orwells Newspeak), wenn die inhaltliche Reichweite und Bewertung eines Wortes durch politisches Dekret verändert werden können, dann verliert Sprache ihre Glaubwürdigkeit. Dann wird Übersetzung im herkömmlichen Sinne unmöglich. Übersetzt man beispielsweise eine stalinistische Rede über Frieden und Freiheit unter der Diktatur des Proletariats in ein nicht-stalinistisches Idiom, unter Verwendung der gleichen, von der Zeit geadelten Worte, so entsteht eine polemische Glosse, die Verkehrung der »Werte« in ihr Gegenteil. Heutzutage wimmelt die Sprache der Politik, des gesellschaftlichen Protestes und des Journalismus von Wort-Gespennern, die hin und her ge-

schrien werden und ihr Gegenteil oder gar nichts besagen. Nur im Untergrund des politischen Witzes gewinnen gewisse Kennwörter wieder Bedeutung. Wenn fremde Panzer eine freie Stadt überrollen und dann von einem »spontanen, vom freien Willen eines Volkes glühend willkommen geheißenen Akt« die Rede ist (»Izvestija«, 27. 8. 1968), so bleibt dem Wort »Freiheit« sein wahrer Sinn nur noch im klandestinen Wörterbuch des Gelächters.

Dieses Wörterbuch spielt wahrscheinlich auch eine große Rolle in der Kindersprache, in der diachrone und synchrone Strukturen sich überlagern. Zu jedem Zeitpunkt in der Sprachgemeinschaft und in der Geschichte einer Sprache gibt diese den verschiedenen Generationen einen gewissen Modulationsspielraum. Ein Psycholinguist würde sagen: Es gibt in allen Sprachen Altersstufen-Phänomene. Besonders tiefreichend und faszinierend ist das Thema der Kindersprache. Wiederum gibt es zahlreiche Sprachen, in denen die Kindersprache durch formale Eigenschaften isoliert ist. Japanische Kinder haben beispielsweise bis zu einem gewissen Alter ein ganz eigenes Vokabular für alles, was ihnen gehört und womit sie zu tun haben. Vertrauter für uns und übrigens fast allgemein gültig ist, daß Kinder sich aus dem lexikalischen und syntaktischen Bestand der Erwachsenensprache ihre eigene Sprache zurechtbasteln. Da auch die Kinder eine unterdrückte und insgeheim rebellische Klasse sind, plündern sie – nicht anders als das Proletariat oder ethnische Minderheiten – Rhetorik, Tabuwörter und die normativen Idiome ihrer Unterdrücker, um sie ins Lächerliche zu ziehen. Die Fäkal-ausdrücke in den Versen der Kinderstube und der Gosse dürften eher soziologisch als psychoanalytisch begründet sein. Das Sexual-Kauderwelsch der Kindheit, dem eher eine mythische Lektüre der realen Sexualität als physiologisches Verstehen zugrunde liegt, ist eine nächtliche Attacke gegen das feindliche Territorium der Erwachsenen. Die Verstümmelung von Wörtern, die Mißhandlung grammatischer Gesetze, die, wie die Opies gezeigt haben, vitale Bestandteile

kindlicher Legendenbildung, Gedächtnisübung und Geheimsprachen sind, haben eine rebellische Funktion: Durch die zeitweilige Ablehnung der Regeln der Erwachsenen-Sprache hält das Kind sich die Welt für seine eigenen, vermeintlich noch nie dagewesenen Bedürfnisse offen. Beim Sonderfall des Autismus kommt es zu einer mit Ingrim geführten Sprachschlacht zwischen Kind und Lehrmeister, die aussichtslos ist. Umgeben von unbegreiflichen, feindlichen Wirklichkeiten, bricht das autistische Kind den verbalen Kontakt einfach ab. Um seine Identität abzuschirmen, den eingebildeten Feind zu vernichten, versinkt es in Schweigen. Wie die Todbringerin Cordelia wissen Kinder, daß man Menschen durch Schweigen vernichten kann. Vielleicht lebt aber auch in ihnen wie bei Kafka die Erinnerung fort, daß es einmal Seefahrer gab, die den Gesang der Sirenen, nicht aber ihr Verstummen überlebten.

Die Anthropologie – heute würde man sagen, die Ethnolinguistik – der Kindersprache steht noch in ihren Anfängen. Viel besser wissen wir Bescheid über die verschiedenen Sprachen, die am Amazonas gesprochen werden. Erwachsene sehen in der Kindersprache oft eine embryonale oder minderwertige Vorform ihrer eigenen. Zu den ersten Entdeckern in diesem Neuland gehören Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das 18. Jahrhundert hatte bestimmte Vorstellungen vom Kind, die sie weit hinter sich ließen. Diderot hatte vom Kind als »ce petit sauvage« (dem kleinen Wilden) gesprochen und das Kinderzimmer mit einer Südseeinsel und ihren Bewohnern verglichen. Noch heute paart sich unsere Vorstellung vom Kind mit dem nebligen Bilde eines unwiederbringlichen Eden und mit einer verlorenen sprachlichen Unschuld oder Unmittelbarkeit, die, so meinen wir, dazugehören. Wir sprechen immer noch vom »Kindergarten«, vom »jardin d'enfants«. Eine Übergangsstufe von solcher Flüchtigkeit zum Entdeckertum findet sich bei Lewis Carroll. »Alice im Wunderland« verhält sich zur Sprachwelt und Logik des Kindes wie Gulliver zur Reiseliteratur der Aufklä-

rung. Beides sind subversive Unternehmen, Entdeckungen der eigenen Begrenztheit. Beide Male erlebt der Reisende, daß er unweigerlich nur vorfindet, was er bei sich hat, und daß es Leerstellen auf dem Globus gibt, die jenseits seines Blickfeldes liegen.

Ein echter Pionier war dagegen Henry James. Er hat eben jene Grenzen erkundet, an denen die Kindersprache der Erwachsenenensprache begegnet. In »The Pupil« dramatisiert er die kontrastierende Wahrheitsfunktion der Erwachsenenensprache mit der Syntax eines Kindes. Auch Kinder verfügen über Konventionen für Falschheit in der Sprache, aber es sind andere als die unseren. In »Die Drehung der Schraube« – schon der Schauplatz beschwört ein kränkendes Eden – zerstören unvereinbare semantische Systeme die menschlichen Kontakte und machen es unmöglich, die Wirklichkeit zu lokalisieren. Die grausame Fabel bewegt sich auf mindestens vier Sprach-Ebenen: Da ist der provisorische Paßschlüssel des Berichterstatters, dessen Sprache alle Möglichkeiten öffnet, aber keine verfestigt. Da spricht die Gouvernante, unheimlich flüssig und in immer wiederkehrenden Ausbrüchen bravourosöser Theatralik. Da ist die karge Sprache der Bediensteten, die gar nichts begreifen. Diese drei Sprech-Weisen umstellen, beleuchten und verwischen zugleich die der Kinder. Aus unvollständigen Sätzen, gestohlenen Briefen, aus Bruchstücken belauschter, aber mißverständener Gespräche entsteht ein Alptraum des Nicht-Übersetzen-Könnens. »Ich hab' Sachen gesagt«, bekennt schließlich der kleine Miles, bis an die Grenze des Ertragbaren getrieben. Diese Tautologie ist das einzige, was seine erleuchtete, aber unverständliche Sprache noch hergibt. Die Gouvernante verheddert sich in ein »exquisite Pathos der Widersprüche«. Miles' Tod ist am Ende das einzige, was sich noch schlicht behaupten läßt. Auch »The Awkward Age« und »What Maisie knows« handeln von Kindern an der Grenze, von den grausamen Enthüllungen und Zusammenbrüchen alles Gefügten, die bezeichnend sind für die Kommunikation zwischen Jugendlichen und jenen Er-

wachsenen, in deren Sprach-Hoheitsgebiet sie eintreten müssen.

Dostoevskij war nicht weniger fasziniert von der Rede der Kinder und Jugendlichen. In »Die Brüder Karamasov« finden sich die wilde Unschuld, all die taktischen Ausflüchte, zu denen Kinder kurz vor der Reife ihre Zuflucht nehmen. Aljoša versteht Kolja und die anderen Buben wie der heilige Franziskus die Vögel. Aber in all ihrer Lebenswahrheit sind Kinder bei James und Dostoevskij doch weithin noch Miniatur-Erwachsene. Sie haben etwas von der geheimnisvollen Klarsicht des »ältlichen« Jesuskindes auf flämischen Madonnenbildern. Erst Mark Twain dringt nachahmend ein in ihr offenes und geheimes Sprechen – und damit in ihre ganz eigene Welt. Huck Finn und Tom Sawyer sind die Geschöpfe eines Genies des rezeptiven Erkennens. Die Künstlichkeit ihrer Redeweise, ihre zeremoniellen Freundschaftsbekundungen und Injurien, die Taktik des Herunterspielens und Aufbausens sind genauso komplex wie in der Rhetorik von Erwachsenen. Und doch ist das Ganze eine makellose Nachschöpfung des Redens von Kindern. Auf der dunklen Folie von Nigger Jims scheinbar ähnlicher, aber völlig anderer »Kindlichkeit« wird das besonders deutlich. Das sprachliche Reich der Kindheit ist hier zum ersten Mal in der abendländischen Literatur abgesteckt und aufgenommen, statt wüst und leer zu bleiben. Wo Mark Twain begonnen hatte, konnte die Kinderpsychologie, konnte Piaget fortfahren.

Wenn man mit einem Jungen oder Mädchen spricht, wählt man möglichst einfache Wörter und eine vereinfachte Syntax. Oft antwortet man mit Vokabeln, die das Kind vorher gebraucht hat. Man beugt sich gleichsam zu ihm hinab. Die Kinder umgekehrt benutzen andere Redewendungen, Tonhöhen, Gesten im Gespräch mit Erwachsenen als unter sich, oder wenn sie Selbstgespräche führen (das ist ja die Hauptmasse des Eisbergs unter Wasser). All das sind Kunstgriffe der Übersetzung.

J. D. Salinger führt es uns vor:

Sybil ließ ihren Fuß los. »Hast du ›Little Black Sambo‹ gelesen?« sagte sie.

»Komisch, daß du gerade danach fragst«, antwortete er.

»Zufällig hab' ich es gestern abend ausgelesen.«

Er langte hinunter und nahm Sybil wieder bei der Hand.

»Was hältst du davon?« fragte er sie.

»Sind die Tiger alle um den Baum rumgelaufen?«

»Ich dachte, das hört überhaupt nicht auf. Ich hab' noch nie so viele Tiger auf einmal gesehen.«

»Es sind nur sechs«, sagte Sybil.

»*Nur* sechs«, sagte der junge Mann. »Das nennst du *nur*?«

»Magst du Bienenwachs?« fragte Sybil.

»Ob ich was mag?« fragte der junge Mann.

»Bienenwachs.«

»Sehr gern. Du auch?«

Sybil nickte. »Magst du auch Oliven?« fragte sie.

»Oliven? – ja. Oliven und Bienenwachs. Ohne die gehe ich nie wohin.«

Sybil war sehr still.

»Ich kaue gern Kerzen«, sagte sie schließlich.

»Wer wohl nicht!« sagte der junge Mann und bekam allmählich kalte Füße.

Das ist »The *perfect* Day for Bananafish«: Das Pfingstwunder schlägt um in Schweigen. Dem Tode ganz nahe, »übersetzt« Seymour, der Held der Geschichte, ohne jede Mühe. Normalerweise ist das schwieriger. Wir wissen so vieles nicht. Wir haben die Kinder an den Rand der Geschichte verwiesen, nachdrücklicher noch als Analphabeten und Unterdrückte. Auch wenn es zu allen Zeiten so viele von ihnen gab, haben sie nur wenige Archive hinterlassen. Wie beispielsweise verhalten sich Klassenschranken und Altersgefälle zueinander? Stimmt es, daß die derzeitige Revolution der Sex-Sprache nur ein Phänomen der Mittelklasse ist, daß Kinder der Arbeiterklasse von jeher völlig desillusioniert anatomisch richtige Sex-Ausdrücke benutzt haben?

Eins ist sicher: Das ernstliche Interesse am Kinde, der Sinn für seine Einzigartigkeit, Verwundbarkeit und schöpferischen Fähigkeiten gehören zu den Haupterrungenschaften der jüngsten Zeit. Die erstickten Kinderstimmen, die durch die Lyrik von Blake geistern, gehören bis zu einem gewissen Grade der Vergangenheit an. Keine Gesellschaft vor uns hat sich so bemüht, die Sprache des Kindes wirklich zu hören, ihre Signale aufzufangen und zu deuten, ohne sie zu verunstalten.

In den meisten Gesellschaften war (und ist) der Status der Frauen mit dem der Kinder vergleichbar. Beide Gruppen werden in einem Zustand privilegierter Minderwertigkeit gehalten. Beide werden auf ihre Art ausgebeutet, sexuell, gesetzlich, wirtschaftlich, während sie sich eines gönnerhaften Mythos des besonderen Ansehens erfreuen. Die viktorianischen Sentimentalitäten über die makellose weibliche und frühkindliche Moral schlossen erotische Brutalitäten und wirtschaftliche Tyrannei nicht aus. Beide Minoritäten haben unter dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Druck interne Verständigungs- und Verteidigungsformen entwickelt. (Frauen und Kinder sind auch dann eine symbolische, auf Selbsthilfe angewiesene Minorität, wenn sie, etwa in Kriegzeiten oder unter anderen besonderen Umständen, zahlenmäßig in der Mehrheit gegenüber den erwachsenen Männern sind.) Frauen haben wie Kinder ihre eigene Sprachwelt.

Wir berühren damit eines der wichtigsten und am wenigsten erforschten Gebiete unseres gesellschaftlichen und biologischen Lebens. Eros und Sprache verschmelzen überall miteinander. Copula und Copulation, Sprachverkehr und Geschlechtsverkehr sind Teilbereiche der übergeordneten Gegebenheit menschlicher Kommunikation. Beider Ursprung ist die Lebensnotwendigkeit für das Ich, über sich selbst hinauszugreifen und zu begreifen – nämlich ein anderes Ich. Der sexuelle Akt ist ein zutiefst semantischer. Wie die Sprache ist er der formenden Kraft von gesellschaftlichen Konventionen, Verfahrensregeln und angesammelter Ver-

gangenheit unterworfen. Sprechen und lieben bedeutet, eine bestimmte zweiseitige Allgemeinheit in die Tat umzusetzen: Beide Kommunikationsformen sind Universalien der menschlichen Physiologie wie auch der sozialen Evolution. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sexualität und Sprache sich in engverknüpfter gegenseitiger Beeinflussung entwickelt haben. Beide gemeinsam bringen die Geschichte des Selbstbewußtseins hervor, das heißt, den gewiß Jahrtausendealten und von ungezählten Rückschritten markierten Prozeß, durch den wir auf die Idee des Selbst und des anderen gekommen sind. Deshalb behauptet die moderne Kulturanthropologie, daß das Inzesttabu, das ausschlaggebend für die Organisation gemeinschaftlichen Lebens ist, von der Entwicklung der Sprache nicht zu trennen sei. Wir können nur das verbieten, was wir benennen können. Die Verwandtschaftssysteme, denen die Regulation und Klassifikation des Geschlechtslebens zwecks Erhaltung der Art und ihrer jeweiligen Gesellschaftsform obliegt, sind Analoga zur Syntax. Die genetische und die gesellschaftliche Struktur menschlicher Erfahrung werden von zwei Funktionen beherrscht: Befruchtung und Sinngebung. Diese beiden Funktionen machen zusammen die Grammatik des Seins aus.

Das Ineinandergreifen von Sexualität und Sprache begleitet unser ganzes Leben. Aber auch in diesem zentralen Bereich ist vieles unerforscht. Wenn man den Koitus analog zum Zwiegespräch auffaßt, liegt es nahe, daß Masturbation dem Monolog oder dem Selbstgespräch gleichzusetzen ist. Es hat den Anschein, daß die sexuelle Entladung in der männlichen Onanie heftiger ist als im Geschlechtsverkehr. Ich vermute, das liegt an ihrer Klarheit, an der Ungestörtheit des lebendigen Vorstellungsvermögens. Beim hoch-artikulierten Individuum fließt die verbal-psychische Energie nach innen. Die vielfältigen, höchst diffizilen Wechselbeziehungen zwischen Sprachfehlern und Schwächen des Nerven- und Drüsenapparates, der sexuelle und andere Ausscheidungen kontrolliert, sind längst bekannt, zumindest auf der Ebene des volkstümli-

chen Fäkalwitzes. Ejakulation ist nicht nur ein physiologischer, sondern auch ein linguistischer Begriff. Impotenz und Sprachhemmungen, vorzeitiger Erguß und Stottern, unfreiwilliger Erguß und der Wort-Strom der Träume sind Phänomene, deren Verknüpfungen auf einen zentralen Knotenpunkt unseres Menschseins zurückweisen. Ausscheidungen, Samen und Wörter sind kommunikative Produkte. Sie bezeichnen Wege vom Selbst, im Inneren seiner Haut, zur Wirklichkeit draußen. Ihre symbolische Bedeutung, die Riten, Tabus und Phantasien, die sie beschwören, sind mit einigen von den sozialen Kontrollen, durch die sie in Schach gehalten werden, untrennbar an der Wurzel verwachsen. Das alles wissen wir. Aber wir denken nicht daran, welche Konsequenzen es hat.

In welchem Maße sind beispielsweise sexuelle Perversionen Analoga zu Sprachfehlern? Besteht eine Affinität zwischen pathologischen erotischen Neigungen und jener Sucht mancher Lyriker und Logiker nach einer »Privatsprache«, einem sprachlichen System, das ausschließlich den Wünschen und Wahrnehmungen des Benutzers zur Verfügung steht? Enthält die moderne Sprachtheorie (so beim frühen Wittgenstein) vielleicht homosexuelle Elemente, beispielsweise in der Auffassung von Kommunikation als arbiträre Spiegelung? Warum sollte der Nervus rerum bei Sade nicht seine schaurige Beredtheit gewesen sein, das zwanghafte Ejakulieren von Millionen Wörtern? Der Sadismus könnte mindestens teilweise sprachliche Ursachen haben. Der Sadist macht den Menschen, den er quält, zum Abstraktum. Er verbalisiert Leben in extremer Form, indem er die Gesamtheit seiner artikulierten Phantasien am lebenden Wesen ausläßt. War Sades unbeherrschter Sprachfluß – ähnlich der Geschwätzigkeit, die man dem Alter oft nachsagt – vielleicht nur ein Surrogat für herabgesetzte Sexualität (wie Pornographie, die den Sexus durch Sprache ersetzt)?

Fragen über Fragen. Kein Gebiet der »science de l'homme« ist so herausfordernd, so dicht an den Quellen. Aber was ha-

ben wir zur Befestigung unseres Wissens getan seit Platons Mythos von einer verlorenen androgynen Einheit?

Der Sprachunterschied zwischen Männern und Frauen ist nur ein, allerdings ganz wesentlicher, Aspekt des Ineinanderwirkens von Sprache und Eros. Die Ethnolinguistik kennt eine Anzahl von Sprachen, in denen Männer und Frauen verschiedene grammatische Formen und ein zum Teil unterschiedliches Vokabular verwenden. Es gibt eine Untersuchung über Männer- und Frauensprache in Koasati, einem Indianerdorf im Südwesten von Louisiana.⁴ Die Unterschiede, die man entdeckt hat, sind hauptsächlich grammatikalisch. Da die Frauen aber die männlichen Kinder aufziehen, kennen sie sich in der Männersprache aus. Andererseits hat man gehört, wie Männer beim Geschichten-Erzählen Frauen in der Frauensprache zitierten. In einigen Fällen, und das ist ein äußerst vielsagender Aspekt, zeigt sich die Rede der Frauen ein wenig archaischer als die der Männer. Das gilt auch für das Hitchiti, eine andere Creek-Indianer-Sprache. Eigene männliche und weibliche Formen kennen wir auch bei Eskimo-Sprachen, im Karibischen, einer südamerikanischen Indianersprache, und im Tai (Siamesisch). Ich vermute, daß fast alle Sprachen in bestimmten Stadien ihrer Evolution derartig aufgespalten waren. Nur hat man die Überbleibsel sexuell bedingter lexikalischer und syntaktischer Unterschiede bisher nicht beachtet. Bei Japanern und Chirokesen lassen sich leicht formale Unterschiede in der »Kindersprache« feststellen. Bei weitem wichtiger, ja, ein universales Phänomen ist jedoch, daß Männer und Frauen sich derselben Wörter und grammatischen Formen auf verschiedene Weise bedienen.

Kein Mann, keine Frau hat nicht irgendwann im Leben die feinen und doch so ausgeprägten Grenzen bemerkt, die die sexuelle Identität der Kommunikation der Geschlechter setzt. Gerade in der innigsten Vertrautheit, da wohl am stärksten, melden sich die Unterschiede zwischen den sprachlichen Reflexen. Die semantische Silhouette, die Gesamtheit der von Männern und Frauen gebrauchten Ausdrucksmittel, ist nicht

deckungsgleich. Die Auffassung, die beide vom Absondern und Aufnehmen der Wörter haben, ist nicht identisch. Bei der Konjugation des Verbums beugen Männer und Frauen die Zeit in unterschiedliche Gestalten und Fiktionen. Auf Anhieb wirkt die Frauensprache reicher an Nuancen des Begehrens, an jener unerfüllten Zukünftigkeit, die im Griechischen und im Sanskrit durch den Optativ ausgedrückt wird. Frauen äußern offenbar mehr bedingten Vorsatz, getarntes Versprechen. Der weibliche Umgang mit dem Konjunktiv gibt in europäischen Sprachen konkreten Tatbeständen und Verhältnissen ein bezeichnendes »Vibrato«. Ich will nicht direkt sagen, daß Frauen sich über den stumpfsinnigen, widerspenstigen Lauf der Welt hinwegschwindeln: Sie bereichern nur die Facetten der Wirklichkeit, sie bekräftigen das Adjektiv so, daß es einen alternativen nominalen Status ahnen läßt. Und all das geschieht in einer Weise, die oft enervierend auf Männer wirkt. Die maskuline Betonung der ersten Person Singular enthält ein ultimatives Element des Sich-Absetzens. Das weibliche »Ich« klingt dagegen geduldiger. Die Frauen »ertragen« es gleichsam (oder ertrugen es bis zur »Women's Liberation«). Die beiden verschiedenen Sprech-Weisen bestätigen den Ausspruch von Robert Graves, daß Männer *tun* und Frauen *sind*.

So alt wie die verschiedenen Sprech-Gewohnheiten sind die dazugehörigen gegenseitigen Beschuldigungen. In allen uns bekannten Kulturen behaupten Männer, Frauen seien geschwätzig und verschwendeten Wörter wie die Wahnsinnigen. Figuren wie das schwatzhafte, klatschende, geifernde Weibsbild, wie die jugendliche Plappertasche, die zahnlose Greisin mit den Backetaschen voll Gewäsch, sind älter als unsere Märchen. Juvenals 6. Satire schildert einen wahren Alptraum solch weiblicher Beredtheit:

Cedunt grammatici, vincuntur rhetores, omnis
turba tacet, nec causicus nec praeco loquetur,
altera nec mulier. Verborum tanta cadit vis,

tot pariter pelves ac tintinnabula dicas
pulsari, jam nemo tubas, nemo aera fatiget:
una laboranti poterit succurrere Lunae.

(Die Grammatiker geben auf. Die Rhetoriker strecken die Waffen. Die ganze Menge verharrt in Schweigen. Kein Advokat, kein Marktschreier, kein anderes Weib kommt zu Wort. *Ihre* Rede allein ergießt sich in solchem Sturzbach, daß man meint, zerbrochenes Geschirr und Schellen klirren zusammen. Keiner blase mehr die Trompete, keiner schlage mehr die Zimbel. Ein einziges Weib allein lärmt genug, den untergehenden Mond aufzuhalten.)

Gehen Frauen tatsächlich verschwenderischer mit Wörtern um als Männer? Deren Überzeugungen jedenfalls schlagen, was das betrifft, jede Statistik. Es scheint sich um uralte Vorstellungen von Geschlechtsgegensätzen zu handeln. Vielleicht verbirgt sich hinter dem Vorwurf zu großer Beredsamkeit ein gewisser Unmut der Männer über die Rolle, die der Frau bei der »Ausgabe« von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, die Männer »einbringen«, zugefallen ist. Aber Juvenals eigenartige Erwähnung des Mondes deutet auch auf jene Peinlichkeit hin, die den Mann von wesentlichen Bereichen des weiblichen Geschlechtslebens ausschließt. Der angebliche »Erguß« der weiblichen Rede, der üppige »Fluß« der Wörter könnten symbolische Umschreibungen der Männer für ihre aufmerksame, aber oft unwissende Wahrnehmung des Zyklus der Menstruation sein. Die dunklen Ströme und Sekrete des weiblichen Körpers sind ein obsessives Thema männlicher Satire. Ben Jonson bringt die beiden Motive in der Komödie »Epicoene or the Silent Woman« zusammen. »Sie ist wie ein Leitungsrohr«, sagt Morose von seiner unechten Braut. »Wenn der Hahn aufgedreht wird, ist kein Halten mehr.« Das Wort »Leitungsrohr« mit seinen Konnotationen von Kot und Entleerung ist auffallend brutal – wie die ganze Komödie. Auf ihrem Höhepunkt wird ebenfalls weibliche

Reidseligkeit mit Unzucht gleichgesetzt: »Oh, mein Herz! Bricht du nicht? Bricht du nicht? Das ist die schlechteste aller Schlechtigkeiten, die die Hölle ersonnen hat. Eine Hure heiraten – und all das Gelärm.«

Auf der anderen Seite steht die männliche Freude an süß und mild tönenden Frauenstimmen. Eine »süße Stimme« ist, wie es im Hohenlied heißt, ein Schmuck der Frau. Größer noch und harmonischer aber ist die Schönheit des Schweigens. Das Motiv der Frau oder der Jungfrau, die kaum einen Laut sagt, deren Schweigen eine symbolische Entsprechung ihrer Keuschheit und aufopfernden Güte ist, vermittelt der Antigone im »Ödipus auf Kolonos« und der Alkestis des Euripides ein so einzigartiges Pathos. Es war ein grausamer, männlicher Gott, der von Cassandra Besitz ergriffen hatte, und die Rede, die aus ihrem Munde strömt, ist die seine. Sie selbst wirkt fast unbeteiligt, wie zerbrochen. Keats' »unberührte Braut der Stille« ist zwar an eine leblose Form, eine griechische Urne, gerichtet, trifft aber genau die antike Gedankenverbindung von Weiblichkeit und Schweigsamkeit. Kristallklar drückt diese sich in Coriolans Begrüßung seiner Gattin Virgilia aus: »Mein lieblich Schweigen, Heil! « In ihrer suggestiven Musikalität hat die Zeile etwas Magisches und bezeugt zugleich die höchste dramatische Könnerschaft. Das ist die Sprache eines Mannes, einer Person voll aufgestauter Maskulinität. Keine Frau würde den Geliebten so begrüßen.

Frauen sind jedoch nicht immer um Antwort verlegen.
Donna Elviras

Non lo lasciar più dir;
il labbro è mentitor...

tönt durch die Geschichte. Männer sind stets Betrüger. Sie gebrauchen die Rede, um die im Grunde sexuell aggressive Funktion ihrer Zunge und Lippen zu verbergen. Frauen kennen den Wechsel in der Männerstimme, das drangvoll anschwellende Flüssigwerden, das von der sexuellen Erregung ausgelöst wird. Seit Ewigkeiten haben sie auch gehört, wie

Männerstimmen nach dem Orgasmus flach und tonlos werden. In der Sprach-Mythologie der Frauen ist der Mann nicht nur Lügner im Zeichen des Eros, sondern auch unverbesserlicher Aufschneider. Weiblicher Spott, weibliche Legende überliefern ihn als den unbeirrbareren »miles gloriosus«, der seine Vorzüge anpreist und die Sprache benutzt, um seine beruflichen und erotischen Niederlagen, seine infantilen Wünsche, seine Unfähigkeit, körperliche Schmerzen zu ertragen, zu übertönen und zu überspielen.

Vor dem Sündenfall mögen Mann und Frau dieselbe Sprache gesprochen und verstanden haben, was der andere meinte. Gleich nach dem Sündenfall hat die Sprache sie geschieden. Diesen Augenblick mit seinen unübersehbaren Folgen schildert Milton:

Thus they in mutual accusation spent
The fruitless Hours, but neither self-condemning:
And of their vain contest appear'd no end.

(So verbrachten sie die fruchtlosen Stunden mit gegenseitigen Beschuldigungen, aber keiner verurteilte sich selbst: Und ihr vergeblicher Zweikampf ließ kein Ende in Sicht kommen.)

Die Gründe für die Abweichungen zwischen Männern und Frauen sind natürlich vorwiegend wirtschaftlicher und sozialer Natur. Die Varianten mußten entstehen, weil im Gemeinwesen Arbeitsteilung und die Einteilung von Pflicht und Erholung für Männer und Frauen unterschiedlich sind. Oft, beispielsweise bei der ausschließlich männlichen Pfiff-Sprache der Mazateco-Indianer im mexikanischen Oaxaca, behaupten die Männer ihre körperliche und gesellschaftliche Überlegenheit dadurch, daß sie bestimmte Informationsformen für sich mit Beschlag belegen. »Taceat mulier in ecclesia«, fordern die Religionen der Juden und Christen. Dennoch verweisen ganz bestimmte sprachliche Unterschiede auf eine

physiologische Grundlage oder eher auf jene Zwischenzone, in der Biologisches und Soziales verschmelzen. Dort wird das Problem der Beziehungen zwischen sprachlichen Konventionen und kognitiven Prozessen besonders schwierig. Gibt es eine Form von sprachlich programmierter Begriffsbildung, der ein biologisch determiniertes Erfassen von Bedeutungen zugrunde liegt? Wir kommen auf diese Frage noch zurück. E. H. Lenneberg sagt: »Ich habe Daten zu den Geschlechtsunterschieden. Manche Farben werden von Mädchen und Buben nicht übereinstimmend benannt.« Auf kulturanthropologisches Material gestützt, ergänzt F. G. Launsbury: »Ich bin sicher, daß das Farb-Vokabular der Frauen etwas reicher ist als das der Männer.«⁵ Beide Beobachtungen müssen sowohl gesellschaftliche wie physiologische Grundlagen haben. Die Gesamtheit der Unterschiede in den Sprachgewohnheiten von Männern und Frauen läßt den Schluß zu, daß es zwei verschiedene Möglichkeiten gibt, Wort und Welt in Einklang zu bringen. Um die finstere Realität der Vision ihres Mannes von Banquos Geist zu leugnen, sagt Lady Macbeth: »Am Ende schaust du nur auf einen Stuhl.«

Was aber auch die Ursachen sein mögen: die Aufgabe, die sich stets und immer noch ungetan ergibt, ist Übersetzen. Männer und Frauen kommunizieren durch ständiges Modulieren, dessen Technik so unbewußt ist wie das Atmen. Wie dieses ist auch das Sprechen von Hemmnissen und tödlichen Zusammenbrüchen bedroht. In den Grenzsituationen des Hasses, der extremen Langeweile, der Panik öffnen sich plötzlich die verdeckten Gräben. Dann ist es, als hörten Mann und Frau einander zum ersten Male, als käme ihnen auf einmal beklemmend zum Bewußtsein, daß sie keine gemeinsame Sprache haben, daß ihr bisheriges Einverständnis nichts als ein klägliches Pidgin war, welches den Kern der Bedeutungen nie berührt hat. Die Verbindungsdrähte sind gerissen und liegen verheddert am Boden. Die nervösen Impulse, die sie übertragen haben, liegen bloß, im gegenseitigen Nicht-Verstehen. Strindberg ist ein Meister solcher Augenblicke der

Zersplitterung, und in Harold Pinters Dramen riecht man geradezu die Tümpel des Schweigens, die ihnen folgen. Weitaus der größte Teil der Kunst und Geschichtsschreibung war Männersache. Das »sexuelle Übersetzen« mit dem dazugehörigen Zusammenbruch des sprachlichen Austauschs haben fast ausschließlich Männer aus ihrer Sicht dargestellt. Die Kulturanthropologie – ein Gebiet, das selbst mit männlicher Anmaßung aufgeladen ist – hat in ihrem Zuständigkeitsbereich alles Erdenkliche dazu getan, Zeugnisse zu vernichten, darin jenem Forschungsreisenden ähnlich, der den Eingeborenen zunächst einmal seine Macht spüren läßt, um sich dann informieren zu lassen. Nur ganz wenige Künstler – allerdings die größten – haben vermocht, den Geist der weiblichen Rede einzufangen und die unaufhörlichen Krisen des unvollständigen oder abgebrochenen Übersetzens zwischen den Geschlechtern von beiden Seiten zu sehen. Die dramatische Größe Racines hat sehr viel mit seinem »Ohr« für die gegensätzlichen Bedrängnisse durch die sexuelle Identität zu tun, die im Dialog zum Vorschein kommen. In seinen wichtigsten Dramen kommt es immer wieder zu Übersetzungs-Krisen: Männer und Frauen machen sich gegenseitig mit äußerstem Kraftaufwand klar, daß sie einander gänzlich gehören, nur um entdecken zu müssen, daß die verschiedene Weise, in der sie Eros und Sprache erleben, beide Seiten in ausweglose Isolation getrieben hat. Wie kein anderer Dramatiker trifft Racine nicht nur den Rhythmus der weiblichen Rede, sondern läßt uns auch die Elemente des männlichen Idioms spüren, die Andromache, Phädra oder Iphigenie als Drohung oder Falschheit entgegentreten. Daher der für sein ganzes Werk entscheidende Doppelsinn des Wortes »entendre«. All diese Virtuosen der Formulierung hören einander ausgezeichnet, aber sie verstehen sich gegenseitig nicht, sie können einander nicht verstehen. Ich glaube, es gibt kein umfassenderes Drama als »Bérénice«, kein erschöpfenderes Werk über menschliche Konfliktmöglichkeiten. In diesem Stück über das schicksalhafte Nebeneinander von Mann und Frau spie-

len Wörter, die Sprache und Sprechen betreffen, notwendig eine beherrschende Rolle (parole, dire, mot, entendre). Auch Mozart hatte diesen seltenen Sinn für die Dualität der Geschlechter – ganz anders als Shakespeare mit seinem Hang zum Charakterisieren und Polarisieren. Elvira, Donna Anna und Zerline sind in erster Linie ganz und gar Frauen. Erst die Musik bestimmt die »Tonlage« ihrer Einzigartigkeit. Dasselbe Feingefühl kommt in der klanglichen Unterscheidung zwischen der Gräfin und Susanne in »Die Hochzeit des Figaro« zum Ausdruck. Hier wird die Differenz zu der Charakterisierung der männlichen Stimmen präzisiert und dramatisiert durch die Zwischenschaltung der »bisexuellen« Rolle des Cherubino. Der Page des Grafen ist eine Probe aufs Exempel für die These von Lévi-Strauss, daß Frauen und Wörter gleichermaßen Tauschmittel in der Grammatik der Gesellschaft seien. Stendhal hat sich intensiv mit Mozarts Opern beschäftigt. Das hat seinen Niederschlag in der Tiefe und Gerechtigkeit gefunden, mit der er in der »Kartause von Parma« die männliche Sprachwelt des Fabrice und die weibliche der Sanseverina voneinander absetzt. Heutzutage, da eine Freiheit der Geschlechter wie nie zuvor herrscht, ist paradoxerweise gerade diese Gerechtigkeit seltener. Frauen, die heute Romane und Gedichte schreiben, überzeugen nicht etwa als »Übersetzer«, sondern deklamieren mit ihrer eigenen, lange erstickt gewesenen Stimme.

Ich habe mit alledem nichts als eine Binsenwahrheit vorgetragen, allerdings eine, die in ihrer großen Bedeutung und ihren Folgen selten beachtet wird.

Jedes Kommunikationsmodell ist gleichzeitig ein Modell der Übersetzung, also der vertikalen oder horizontalen Übertragung von Bedeutung. Zwei verschiedene historische Epochen, gesellschaftliche Klassen, geographische Regionen bedienen sich niemals derselben Wörter und grammatischen Formen, um genau dieselben Dinge zu bezeichnen und identische Signale zur Bewertung und Befolgung auszusenden. Das gilt auch für zwei verschiedene Menschen. Jede lebende

Person speist sich, willentlich oder aus unbefragter Gewohnheit, aus zwei sprachlichen Vorratsquellen: aus der Umgangssprache, die ihrem Bildungsgrad entspricht, und aus einem eigenen, privaten Wort- und Formenschatz. Dieser letztere ist ein unentwirrbares Knäuel aus Unbewußtem und Erinnerungem, soweit beides sich verbalisieren läßt, und aus dem einmaligen, irreduzibel besonderen Ensemble dieser einen leibseelischen Identität. Die bekannte Rätselfrage der Logik, ob es eine Privatsprache überhaupt geben könne, ist zum Teil damit beantwortet, daß jeder Sprach-Akt individuelle und damit einzigartige Aspekte hat. Diese bilden das, was die Linguistik einen »Idiolekt« nennt. Jede kommunikative Geste enthält einen Rückstand des Privaten. Das »persönliche Wörterbuch« in uns wandelt unvermeidlich die Definitionen, Konnotationen und semantischen Schritte ab, die in der öffentlichen Rede gängig sind. Die Vorstellung einer Normal- oder Standardsprache ist eine Fiktion der Statistik (die allerdings, wie wir noch sehen werden, durch maschinelle Übersetzung real werden kann). Die Sprache eines Gemeinwesens, wie gleichförmig dessen gesellschaftliche Schichtung auch sein mag, ist ein Aggregat aus Sprachatomen von unerschöpflicher Vielfalt und letzten Endes irreduziblen persönlichen Bedeutungen.

Das Element der Privatheit in der Sprache verleiht ihr eine ganz entscheidende und kaum je beachtete linguistische Funktion: Es bildet die Brücke zwischen einer Theorie der Übersetzung und einer Theorie der Sprache überhaupt. Gewiß sprechen wir, um zu kommunizieren – aber auch, um zu verbergen, um vieles ungesagt zu lassen. Die menschliche Fähigkeit, Fehlinformationen zu geben, schwingt mit auf allen Wellenlängen – von der eklatanten Lüge bis zum Schweigen. Diese unsere Fähigkeit gründet in der dualen Struktur der Sprache. »Im Rücken« dessen, was wir aussprechen, fließt der »Strom des Bewußtseins«. »Al conversar vivimos en sociedad«, sagt Ortega y Gasset, »Al pensar nos quedamos solo«. Diese beiden Sprach-Ströme fließen beim normalen gesell-

schaftlichen Gespräch nur streckenweise im selben Bett. Sie trennen und verzweigen sich. Doppelzüngigkeit kommt auf. Das »Beiseite« des Schauspielers ist eine naive Darstellung solcher Aufspaltung: Der Redende teilt sich selbst (und damit dem Publikum) all das mit, was er seinem Gesprächspartner gegenüber ungesagt sein läßt. Wenn man mit jemandem sehr vertraut ist, »hört« man schon am leicht veränderten Rhythmus, Tempo oder Tonfall seines Sprechens, was er wirklich, aber unausgesprochen im Sinn hat. Shakespeare war ein ganz unfehlbarer Meister dieser zweifachen Bewegung. Im allerersten, noch kaum wahrgenommenen Augenblick erschütterten Vertrauens fragt Desdemona Othello: »Was redest du so matt?«

So vollzieht also jeder Mensch immer dann einen Akt des Übersetzens – und zwar im vollen Wortsinn –, wenn er eine Sprachbotschaft von einem anderen entgegennimmt. Zeit, Abstand, äußere oder vermeintlich innere Ungereimtheiten machen diesen Akt mehr oder weniger schwierig. Sind die Schwierigkeiten entsprechend groß, so wird der Übersetzungsakt vom unbewußten Reflex zur bewußten Technik. Jegliche Intimität, sei es Haß oder Liebe, bringt dagegen ein vertrautes, quasi-unmittelbares Übersetzen mit sich. Becketts Vagabunden und Kumpane beiderlei Geschlechts, die einander Jahr für Jahr und wo auch immer wie Jongleure ihre Bälle dieselben Wortsignale hinüber und herüber geworfen haben, verstehen einander nahezu osmotisch. Mit dem Grade der Vertrautheit wächst die Übereinstimmung von Alltagssprache und privater Sprachmasse. Die private Dimension durchdringt und überwältigt die gängigen, allgemeinen Sprechgewohnheiten. Die Stofftierchen- und Baby-Sprache erwachsener Liebespaare ist ein Beweis für diesen Sieg der »Privatsprache«. Im Alter verliert sich der Antrieb zum Übersetzen, und die Bedeutungs-Zeiger weisen ganz nach innen. Alte Menschen hören weniger zu oder im Grunde nur sich selber. Ihr Wortschatz reduziert sich mit der Zeit auf den ihrer privaten Erinnerungen.

Ich habe versucht, eine gewiß noch unvollständige, aber ganz entscheidende Behauptung aufzustellen: Das Hauptinteresse dieses Buches gilt zwar dem zwischensprachlichen Übersetzen, ist aber damit zugleich ein Ansatz zur Untersuchung der Sprache als solcher. »Übersetzen«, richtig verstanden, ist nur ein Sonderfall jenes Brückenschlages der Kommunikation, den jeder gelungene Sprech-Akt im Rahmen einer einzigen Sprache vollzieht. Auf zwischensprachlicher Ebene wird das Übersetzen konzentrierte und offensichtlich kaum zu lösende Probleme stellen. Aber ebendiese Probleme bestehen auch, verdeckter zwar und allgemein vernachlässigt, auf innersprachlicher Ebene. Das Modell »Sender – Empfänger«, das jedem semiologischen und semantischen Prozeß zugrunde liegt, ist ontologisch gleichbedeutend mit dem Modell »Ausgangssprache – Zielsprache« in der Übersetzungstheorie. »In der Mitte« liegt bei beiden Schemata ein interpretativer Entzifferungs-Vorgang, die Funktion von Kodierung und Dekodierung, eine sprachliche Synapse. Wo zwei oder mehr Sprachen ausdrücklich zueinander in Beziehung stehen, fallen die Schranken in der Mitte deutlicher ins Auge, und der Prozeß, der zum Verstehen führt, wird bewußter. Das, was Dante »die Bewegungen des Geistes« nennt, ist jedoch strikt analog. Und so sind denn auch die häufigsten Gründe für Mißverständnisse oder, was dasselbe ist, für Übersetzungsfehler hier wie dort die gleichen. Kurzum: Innersprachlich wie zwischensprachlich ist menschliche Kommunikation Übersetzung. Wer sich auf das Problem des Übersetzens einläßt, betreibt damit Sprachforschung.

Die Tatsache, daß auf unserem kleinen Planeten zehntausend einander unverständliche Sprachen gesprochen worden sind und werden, wirft ein grelles Licht auf das viel tiefere Geheimnis der Individualität, das biogenetische und soziogenetische Faktum, daß es zwei völlig identische Menschen nicht gibt. Das Skandalon von Babel hat die niemals endende Tätigkeit des Übersetzers zwar bestätigt und ans Licht gebracht, aber in Gang gesetzt hat es sie nicht. Logisch gesehen hat es

nimals eine Garantie dafür gegeben, daß die Menschen einander verstehen würden, daß die ungezählten Idiolekte sich in partiellen Übereinkünften zu gemeinsamen Sprach-Formen zusammenschließen würden. Diese Fusionen haben sich gewiß schon früh als zweckmäßige Anpassungsvorgänge im Interesse des Überlebens und des sozialen Zusammenhalts erwiesen. Aber, wie William James bemerkt, die »natürliche Auslese zur wirksamen Kommunikation« hat wahrscheinlich einen hohen Preis gefordert. Dieser dürfte sich nicht nur auf die Unerreichbarkeit des Ideals der einzigartigen persönlichen Stimme, der völligen Übereinstimmung der Ausdrucksmittel eines einzelnen mit seinem Bild von der Welt, nach der die Dichter streben, beschränken. Auch das »feine Summen« nicht-verbaler Codes, Artikulationen der Sinnes-Modalitäten des Geruchs, der Gebärde und des reinen Klangs, mit denen sich die Tiere verständigen, ja, vielleicht auch außersensorische Kommunikationsformen (denen William James auf die Spur gekommen ist) mußten aus dem Repertoire des Menschen ein für allemal verschwinden. Der Erwerb der Sprache war zwar ungeheuer nützlich, aber doch eine reduktive und teilweise einschränkende evolutionäre Auslese aus einem viel größeren Spektrum semiotischer Möglichkeiten. Als die Sprache einmal »gewählt« war, wurde auch das Übersetzen unumgänglich.

Wenn es mir im folgenden gelingen sollte, Wesen und Poetik zwischensprachlicher Übersetzung etwas zu erhellen, so ergeben sich daraus auch Folgerungen für die Sprache als Ganzes. Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist schwer und unübersichtlich. In bezug auf Übersetzungsmöglichkeiten von Begriffen der chinesischen Philosophie ins Englische hat I. A. Richards gesagt: »Wir haben es hier in der Tat wohl mit etwas zu tun, was zu den komplexesten Ereignissen gehört, welche die Evolution des Kosmos bisher hervorgebracht hat.«⁶ Vielleicht hat er recht. Aber diese Schwierigkeit in ihrer ganzen Folgeschwere war schon da, als Menschen zum ersten Male miteinander sprachen.